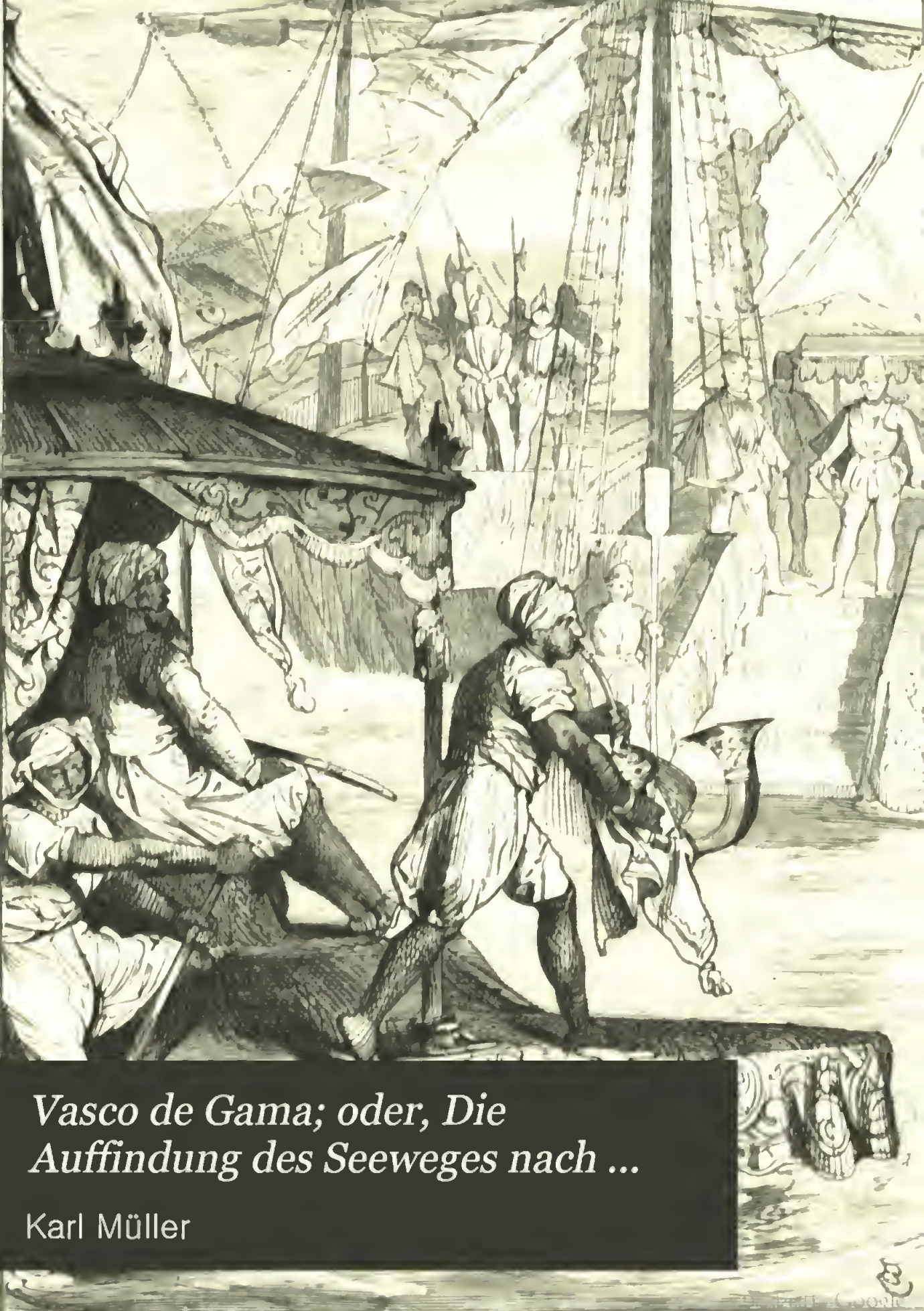
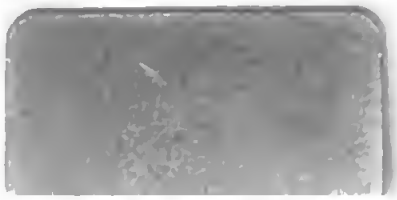


# *Vasco de Gama; oder, Die Auffindung des Seeweges nach ...*

Karl Müller



Digitized by Google

Digitized by Google

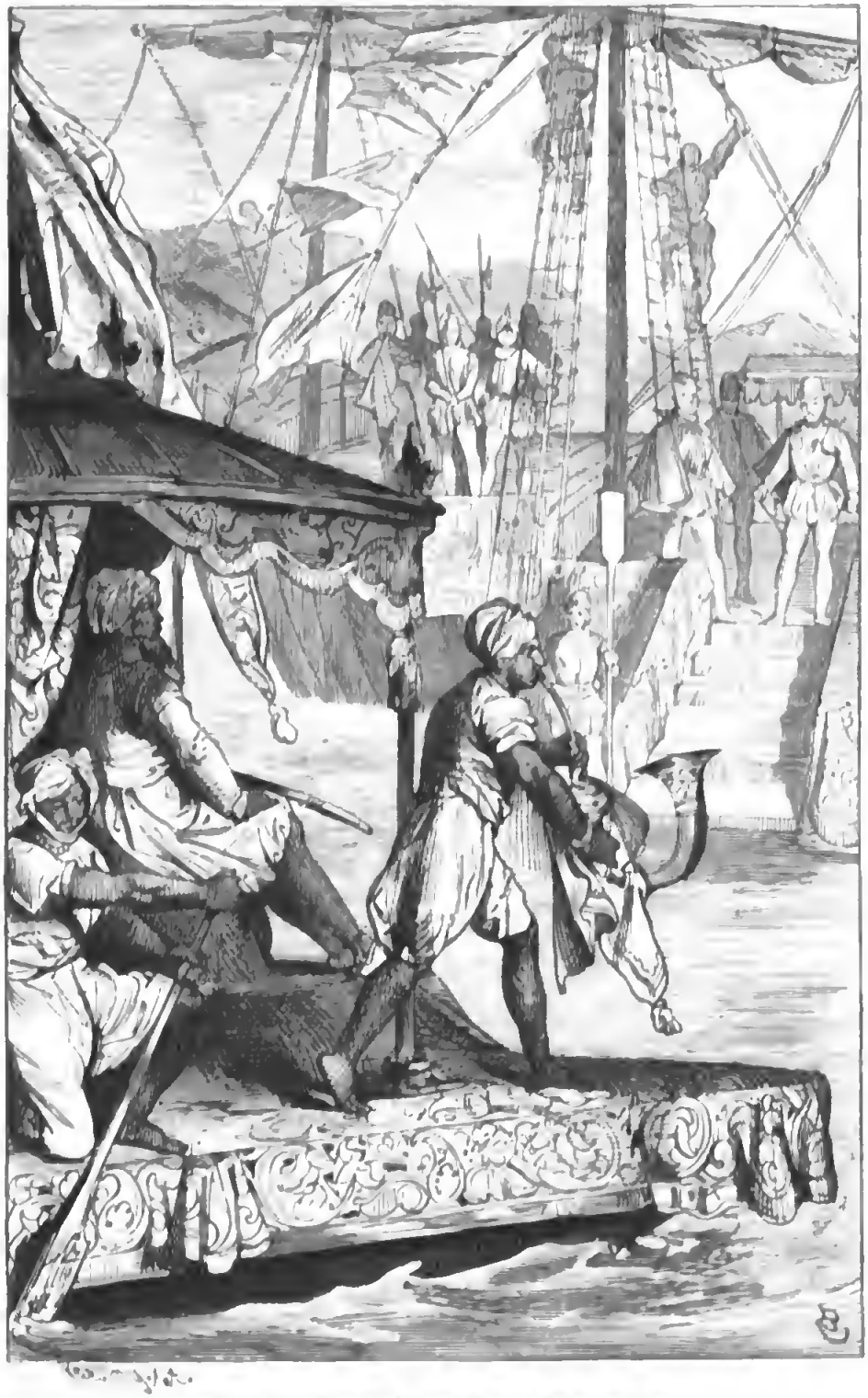
3796

# Vasco de Gama.

K 151
Müller

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX, AND
TILDEN FOUNDATIONS



**Beſuch des Schah Sakonja von Mozambique.**

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

# Vasco de Gama

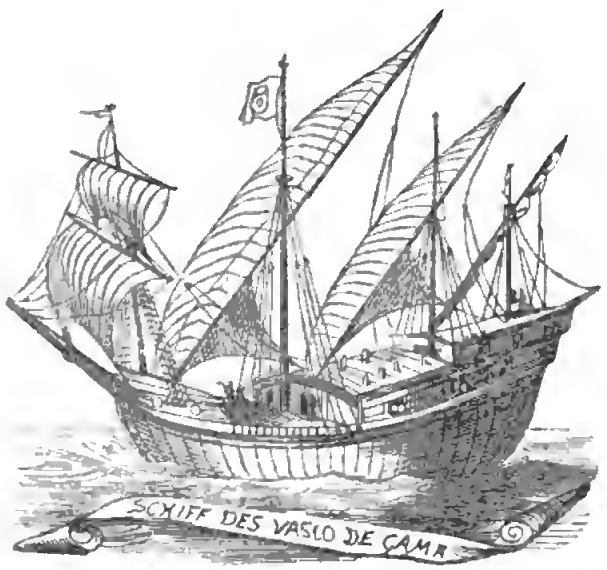
oder

## die Auffindung des Seeweges nach Indien.

Für die reifere Jugend erzählt

von

**Dr. Karl Müller.**




Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Burger,
in Holz geschnitten von Knesing in München.

**Breslau,**
Verlag von Eduard Trewendt.

c1882

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
266910B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1944 L

Das Recht der Überſetzung bleibt vorbehalten.

# Vorwort.

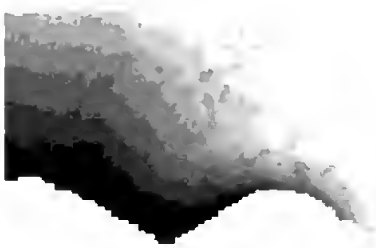
In vorliegender Jugendschrift übergebe ich meinen jungen Lesern diesmal anstatt eines Zeitengemäldes oder eines der beliebten abenteuerlichen Jugendromane ein Buch, welches aus einer großen ereignisreichen Zeit die Leistungen eines der kühnsten Seefahrer schildert. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß meine jungen Leser aus einem solchen Stoff, welcher der Geschichte und der Erdkunde zugleich angehört und die Lebensgeschichte und Wirksamkeit eines geistvollen, strebsamen, hervorragenden Mannes im großen Zeitalter der Entdeckungen darbietet, jedenfalls ebensoviel Unterhaltung und vielleicht auch mehr nützliche Belehrung schöpfen werden als aus einem, wenn auch noch so spannenden Buche in der Art meiner früheren Jugendschriften. Jedenfalls glaube ich überzeugt sein zu dürfen, daß die Berechtigung eines solchen Buches vom pädagogischen Standpunkt allgemein zugegeben und daß namentlich von seiten der Eltern und Lehrer einem Buche, wie das vorliegende, um

BAYER

ſeines geſchichtlichen und thatſächlichen Inhalts willen in manchen Fällen der Vorzug vor einer Robinſonade oder einer Indianergeſchichte erteilt werden wird. Ich gedenke künftig jedes Jahr einen oder mehrere Bände von Werken dieſer Art aus dem Reich der Biographie, der Geſchichte, der Entdeckungsreiſen, der Kulturgeſchichte u. ſ. w., immer an eine bedeutende Perſönlichkeit oder geſchichtliche Thatſache angelehnt und in einfacher, gemütvoller, für Volk und Jugend gemein verſtändlicher Darſtellung, erſcheinen zu laſſen, und bitte meine alten und jungen Gönner und Freunde herzlich, auch dieſer Art von Jugenderzählungen dieſelbe freundliche Teilnahme zuzuwenden, wie meinen Zonengemälden und Jugendromanen, welche großenteils in die holländiſche und andere Sprachen überſetzt worden und in dieſen wie im deutſchen Original in mehreren Auflagen erſchienen ſind. Ich hoffe zuverſichtlich, daß auch das vorliegende Buch und ſeine ſpäter erſcheinenden Genoſſen willkommene Feſtgaben für die reifere Jugend und eine angenehme und anregende Lektüre auch für ältere Leſer bilden werden.

Stuttgart, im Herbſt 1882.

Der Verfaſſer.



# Inhalt.


Erstes Kapitel. Das Jahrhundert der Entdeckungen . . . . . 1
Zweites Kapitel. König Manuel und seine Expedition . . . . . 13
Drittes Kapitel. Die Ausfahrt . . . . . 29
Viertes Kapitel. An der Ostküste von Afrika . . . . . 43
Fünftes Kapitel. Gefahren durch See und Menschen . . . . . 51
Sechstes Kapitel. Der erste Verkehr mit den Eingeborenen . . . . 63
Siebentes Kapitel. Die erste Ahnung der Nähe von Indien . . . 73
Achtes Kapitel. Vasco de Gama erreicht Mombaza . . . . . 96
Neuntes Kapitel. Aufenthalt in Melinda . . . . . 106
Zehntes Kapitel. Von Melinda nach Indien . . . . . 121
Elftes Kapitel. Nähere Nachrichten über Kalikat . . . . . 139
Zwölftes Kapitel. Vascos Verkehr mit dem Samorin . . . . . 156
Dreizehntes Kapitel. Die Heimkehr von Indien . . . . . 171
Vierzehntes Kapitel. Eroberung Indiens. Vascos weitere Schicksale und Tod . . . . . 179

## Erſtes Kapitel.

# Das Jahrhundert der Entdeckungen.

Als Chriſtoph Colon oder Columbus ſeine berühmte Seereiſe von 1492 machte, erreichte er durchaus den Zweck, auf welchen er ausgegangen war. Das Ziel, um deſſen willen er jene gefährliche Reiſe über einen unbekannten Ozean wagte, war nicht die Entdeckung eines neuen Kontinents, ſondern diejenige eines Seewegs nach Aſien geweſen. Man hatte ſich ſchon lange mit dem Gedanken getragen, man könne Aſien mit ſeinen koſtbaren Edelſteinen, Gewürzen und ſonſtigen Schätzen auch erreichen, wenn



Digitized by Google

man von Europa aus weſtwärts ſegle; und ſchon in den Zeiten des alten griechiſchen Weltweiſen Ariſtoteles ging ein dunkles Gerücht von einem Lande, welches jenſeit des Atlantiſchen Ozeans liege und kein anderes ſei als Indien. Wie man dieſen mutmaßlichen Seeweg nach Indien entdecken könne, darüber hatten viele ſchon lange gegrübelt, ehe Colon ſeine kühne Reiſe machte, und alle europäiſchen Nationen welche Schifffahrt und Handel trieben und auf die Reichtümer ferner Länder erpicht waren, brannten um die Wette vor Begier dieſen Seeweg zu finden. Als Colon daher, nach glücklicher Überſtehung vielfacher Gefahren, der lieblichen Inſeln San Salvador und ſpäter Cubas und Haytis anſichtig wurde, da war er überzeugt, er habe jene längſt erſehnte Entdeckung gemacht, um welche ihn die ganze Welt beneiden würde. Er glaubte feſt, er habe Aſien gefunden, und Indien ſei nicht weit entfernt, und als er auf ſeinen ſpäteren Reiſen Jamaika und die Nordküſte des heutigen Südamerika (bei Venezuela) entdeckte, hegte er noch um ſo mehr die Zuverſicht, daß eine kleine weitere Forſchungsreiſe ihn an die wohlbekannten Geſtade von Hinduſtan bringen werde. Bis an ſeinen Tod glaubte Colon feſt, die von ihm entdeckten Ländereien ſeien nur die eine Seite von Aſien, und kein neuer Weltteil; und gerade weil er nicht den mindeſten Zweifel mehr hegte, daß er in die Nähe von Indien gelangt ſei, nannte er die Bevölkerung der von ihm berührten Punkte auch „Indianer“, welcher Name den Eingebornen von Amerika bis auf den heutigen Tag geblieben iſt.

Erſt nachdem mehrere Jahre nach Colons Reiſen vergangen waren, fand man in Europa, daß Colon einen neuen, zuvor unbekannten Kontinent entdeckt habe, und der Geograph, welcher dies feſtſtellte, Amerigo Veſpucci, gab dem neuen Erdteil nach ſich ſelbſt den Namen Amerika. Mittlerweile aber hatte die Schilderung der

Abenteuer und wunderbaren Dinge, welche er auf diesen Reisen gesehen, und von den schönen Inseln und seltsamen Völkern und Sitten, welche er weit jenseit des Ozeans gefunden hatte, sowie der große Ruhm, welcher nicht nur Colon selbst daraus erwuchs, sondern auch dem kastilischen Königspaar Ferdinand und Isabella, mit deren freigebiger Unterstützung er seinen Zweck erreicht hatte, die größte Aufregung und das lebhafteste Aufsehen in Europa hervorgerufen. Colon ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft und in allen Gegenden Spaniens empfangen, als ob er ein großer Eroberer gewesen wäre. Spanien war stolz auf seine Leistungen und die übrigen Nationen sehr eifersüchtig auf das Ansehen und den Länderzuwachs, welche jenes den Entdeckungen Colons verdankte.

Unter den Herrschern, an welche sich Colon einige Jahre vor seinen Entdeckungen um Unterstützung seines damals für tollkühn und verrückt gehaltenen Unternehmens gewandt hatte, war auch Dom Joan II., König von Portugal gewesen, aber nicht auf Colons Bitte eingegangen. Nun war das kleine Königreich Portugal auf dem Gebiete der Entdeckungen längst der eifrige Nebenbuhler Spaniens gewesen; und stand Portugal auch an Reichtum und Macht bedeutend hinter Spanien zurück, so hatte es doch zur See weit größere Triumphe erfochten.

Ungefähr 80 Jahre vor Colons erster Reise hatte in Portugal ein tapfrer und unternehmender Prinz, der Infant Dom Henrique (Heinrich), gelebt. Er war der fünfte Sohn des regierenden Königs, hatte in seiner Jugend tapfer in den Kriegen gegen die Mauren gefochten und nach Wiederherstellung des Friedens nicht dem Müssiggang an seines Vaters Hof sich hingegeben, sondern als ein großer Freund der Astronomie und Geographie, sich eingehend mit diesen Studien beschäftigt und Entdeckungsreisen angeregt und ausgerüstet.

Er hatte ſelber die Länder Nord-Afrikas bereiſt und der Grund, weshalb er ſein beſondres Augenmerk auf Reiſen richtete, war ſein ſehnſüchtiger Wunſch zu erfahren woher die Mauren das viele Elfenbein und den vielen Goldſtaub bekamen, die er bei ihnen geſehen hatte und die, nach ihrem Vorgeben, von jenſeit der Küſte kamen. Die Expedition, welche Dom Henrique im Jahr 1412 zur Erforſchung der Weſtküſte Afrikas ausſandte, gilt für die allererſte Entdeckungsreiſe, welche jemals von einer der neueren Nationen unternommen worden war.

Allein nach dieſer rüſtete und ſandte er noch viele Expeditionen aus. Eine der früheſten von dieſen gelangte an die Gruppe der Madeira-Inſeln, worüber der portugieſiſche Kapitän ſehr erfreut war, weil er der erſte Europäer zu ſein glaubte, welcher ſie gefunden hatte. Dies war jedoch nicht der Fall, denn die Madeiras waren ſchon viele Jahre früher und auf ſehr romantiſche Weiſe entdeckt worden. Ein tapferer junger Engländer Namens Robert Machin hatte ſie in folgender Art entdeckt: er war ſterblich in eine vornehme junge Dame verliebt, erhielt aber nicht die Einwilligung ihrer Eltern ſie zu heiraten, weil er ihr an Rang nicht gleich ſtand. Da aber die junge Dame ſeine Neigung erwiderte und erklärte, daß ſie niemals eines andern Gattin werden würde, ſo ſchritt ihr Vater zu einem Mittel, welches in jenen rohen Zeiten nicht ungewöhnlich war — er ſperrte ſeine Tochter ein und ließ Machin ergreifen und ins Gefängnis werfen. Dem jungen Mann gelang es aber nach einiger Zeit aus dem Kerker zu entkommen, und kaum war er wieder frei, als er auf Mittel ſann, ſich in den Beſitz der Geliebten zu ſetzen. Er bewog mit Erfolg einen ſeiner Freunde, unter der Verkleidung eines Dieners in das Haus der Dame zu dringen, ſich dieſer zu erkennen zu geben und den Plan mitzuteilen, welchen der treue Lieb-

haber ſich vorgenommen hatte und dem die junge Dame nun alsbald zuſtimmte. Die Behauſung ihres Vaters lag in der Nähe der Meeresküſte am britiſchen Kanal, und als ſie eines Tags, nur von einem einzigen Diener begleitet, einen Spazierritt machte, um ſich friſche Luft und Bewegung zu verſchaffen, erwartete der Geliebte ſie dort mit einem Boote, welches ſie beſtieg, und ruderte ſie nach einem Schiffe, welches eine Strecke weit vom Strande in See lag und nun ſogleich in See ſtach, um die Flüchtlinge nach Frankreich zu bringen. Allein der britiſche Kanal iſt ein tückiſches Fahrwaſſer, und das Schiff ward auf ſeiner Fahrt von einem furchtbaren Sturm ereilt, welcher es weit aus ſeinem Kurs verſchlug und ſchwer beſchädigte. Da es nur ein Küſtenfahrer war, ſo hatte das Schiff keines von all jenen ſeemänniſchen Hilfsmitteln, womit man ſelbſt ſchon in jener Zeit Schiffe für eine größere Seereiſe auszurüſten pflegte, und als es daher viele Tage lang von widrigen Winden hin und her geworfen war, ſah es ſich endlich vollkommen zum willenloſen Spielzeug von Wind und Wellen gemacht. Mangel an Waſſer und Lebensmitteln begann ſich ſchon fühlbar zu machen, als die Reiſenden endlich zu ihrer großen Freude Land in der Nähe erblickten und darauf zu ſteuerten. Als ſie es erreicht hatten, gingen die Liebenden im Langboot ans Land und ſahen ſich auf einer lieblichen felſigen Inſel, welche ſie durchwanderten. Dabei gelangten ſie an eine wunderhübſche Stelle unter einigen uralten Bäumen und beſchloſſen hier, mit einigen ihrer Reiſegefährten, ihren Aufenthalt zu nehmen, zu welchem Behuf einige Hütten erbaut wurden und das glückliche liebende Paar wollte hier in Verborgenheit verweilen.

Das Schiff, worin ſie hierher gekommen waren, lag ungefähr drei Meilen von der Inſel vor Anker und ſollte zunächſt hier ausgebeſſert werden, denn es hatte große Beſchädigungen erlitten. Allein

kaum drei Tage nachdem es hier geankert hatte, ward es von einem heftigen Sturme überraſcht, welcher es von ſeinem Anker losriß und an die Küſte von Marokko warf, wo die Bemannung von den Mauren gefangen genommen wurde.

Als den beiden Liebenden das Schiff nach dem Sturm entſchwunden war, bemächtigte ſich ihrer eine dumpfe Angſt und Verzweiflung, und die junge Dame ward davon ſo erſchüttert, daß ſie bald darauf ſtarb. Ihr treuer Verehrer Machin vermochte ihren Verluſt nicht zu ertragen und ſtarb ebenfalls bald darauf, nachdem er ſeine Gefährten noch gleichſam mit ſeinem letzten Athemzuge gebeten hatte, ihn in demſelben Grabe mit ſeiner geliebten Anna zu beerdigen. Dies geſchah, und die paar Männer, welche noch auf der Inſel zurückgeblieben waren, rüſteten nun das Langboot mit Segeln aus und ſtachen wieder in See, um zu verſuchen, ob ſie nicht England wieder erreichen könnten; allein auch ſie wurden an die afrikaniſche Küſte angetrieben und fielen in die Gefangenſchaft und Sklaverei der Mauren.

Auf dieſe ſeltſame Weiſe war die Inſelgruppe der Madeiras eigentlich von den Engländern und nicht von den Portugieſen entdeckt worden.

Unter den neuen Entdeckungen, welche unter dem Prinzen Heinrich von Portugal gemacht wurden, waren die Kanariſchen Inſeln und die Inſeln des Grünen Vorgebirges, ſowie verſchiedene Länder an der Weſtküſte Afrikas bis hinunter nach Nieder-Guinea. Die Portugieſen fanden an einigen Stellen Goldſtaub, Straußenfedern, Elfenbein und verſchiedene andere wertvolle Waaren, welche ſie nach Hauſe brachten, und wußten gar ſeltſame und merkwürdige Geſchichten von den Negern zu erzählen, mit denen ſie in Berührung gekommen waren.

Prinz Heinrich ſtarb im Jahre 1463, allein der Drang nach überſeeiſchen Entdeckungen in Portugal erſtarb nicht mit ſeinem Tode, denn unter König Johann dem zweiten drangen die Portugieſen an der afrikaniſchen Weſtküſte noch weiter gegen Süden vor, und zwar bis an die Mündung des Congo-Stromes. Alle auf dieſe Weiſe der afrikaniſchen Küſte entlang entdeckten Inſeln wurden im Namen des Königs von Portugal in Beſitz genommen und der Verſuch gemacht ſie mit portugieſiſchen Unterthanen zu beſiedeln. Dieſe Koloniſationsverſuche gelangen in vielen Fällen; allein ein unerwarteter Umſtand machte eine der angelegten Kolonien, nämlich die auf dem Eiland Puerto Santo, einer Inſel der Madeiras-Gruppe, unbewohnbar. An Bord des Schiffes, welches dieſe Inſel entdeckte, hatte ſich zufällig ein kräftiges Kaninchen befunden, das auf der Fahrt eine Anzahl Junge geworfen; dieſes Kaninchen mit ſeinen Jungen war aus Mangel an Grünfutter für dieſe gefräßigen Tiere auf der Inſel ausgeſetzt und zurückgelaſſen worden, und man erzählt ſich, die Kaninchen haben ſich binnen weniger Jahre in ihrer Freiheit daſelbſt ſo vermehrt, daß ſie ganz Puerto Santo verheerten und daß jeder Gedanke an eine menſchliche Anſiedelung daſelbſt aufgegeben werden mußte. Auch in Neuſeeland hat man in neuerer Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die an gewiſſen Stellen ausgeſetzten Kaninchen durch ihre ungeheure Vermehrung zur Landplage wurden.

Mit den Negern an der afrikaniſchen Küſte entſtand ein lebhafter Handelsverkehr, welcher Portugal große Vorteile brachte, und Prinz Heinrich, der heutzutage noch der „Vater der Entdeckungen" heißt, hat dadurch ſeinem Vaterlande einen ungemeinen Dienſt geleiſtet.

König Johann II. welcher dem Colon die erbetene Unterſtützung bei deſſen Vorhaben verſagt hatte und dies hernach ſehr bereute,

war gleichwohl darauf erpicht, für ſich ſelber womöglich einen Seeweg nach Indien zu finden. Er hatte vernommen, daß in Indien ein reicher und mächtiger Prinz, ein Chriſt, der ſogenannte „Prieſter Johannes", leben ſollte und er erachtete es von größtem Vorteil für Portugal, wenn es gelingen würde mit ihm in Verbindung zu treten und ſich deſſen Freundſchaft zu ſichern. König Johann wußte, daß die Edelſteine, feinen Gewürze und Spezereien, welche über Venedig nach dem übrigen Europa gelangten, aus dem fernen Oſten kamen, und daß, der Sage nach, die Venezianer ſie aus Indien holten und ſie über Aden im ſüdlichen Arabien und über Suez und das Nilland nach Alexandria brachten, von wo dieſelben über das Mittelländiſche und Adriatiſche Meer nach Venedig verſchifft wurden. Er wählte daher zwei ſeiner zuverläßigſten Höflinge, Covillian und Payva, aus und hieß ſie auf dem beſtmöglichen Wege zu Lande nach Indien reiſen um zu ſehen, ob ſie den Prieſter Johannes nicht ausfindig machen könnten. Die beiden jungen Männer brachen auf, reiſten über Florenz und Alexandria nach Suez und erreichten glücklich Aden, wo ſie ſich trennten mit der Abrede, in Kairo wieder zuſammen zu treffen. Da ſie nämlich bis dahin noch nichts von dem Prieſter Johannes hatten erfahren können und nicht wußten, ob derſelbe in Indien oder Äthiopien wohne, ſo wandte ſich Payva nach Afrika, gelangte hier an den Hof eines ſchwarzen Herrſchers, welcher ein Chriſt war und ſich den „Kaiſer von Äthiopien" nannte und nach Payvas Meinung der ſogen. Prieſter Johannes ſein konnte; hier aber ſtarb Payva. Covillian ſetzte mittlerweile ſeine Reiſe von Aden nach Indien fort, erreichte glücklich Callicut und Goa, ſammelte hier eine Menge wertvoller Nachrichten über Indien und hörte insbeſondere die erfreuliche und überraſchende Kunde, daß es möglich ſei, um Afrika herum Indien zu erreichen; aber vom Prieſter Johannes

vermochte er keine Spur aufzufinden. So kehrte er denn nach Kairo zurück, wo ihm die schmerzliche Nachricht von dem Tode seines Gefährten Payva wurde und er gleichzeitig auch eine Botschaft von König Johann erhielt, welcher ihm auftrug, seine Forschung nach dem christlichen Könige im Osten fortzuführen. Covillian scheint nun, gleich Payva, überzeugt worden zu sein, daß der Priester Johannes kein anderer sei als der Kaiser von Äthiopien (Abessynien), sodaß er sich an den Hof dieses Fürsten begab. Der Kaiser nahm ihn freundlich auf, behandelte ihn mit der größten Höflichkeit und Wohlwollen, überhäufte ihn mit Geschenken und gab ihm herzliche Grüße für seinen königlichen Bruder von Portugal mit. Covillian war gerade im Begriff, mit diesen Beweisen des Wohlwollens von seiten des Kaisers wieder abzureisen, als dieser Monarch plötzlich starb. Sein Nachfolger war den Weißen nicht so freundlich zugethan, denn er wollte Covillian überhaupt nicht abreisen lassen, sondern behielt ihn viele Jahre — bis zu dessen Tode — als Gefangenen zurück.

König Johann hörte niemals wieder etwas von seinen treuen Sendboten und Forschern, allein die wunderbaren Nachrichten und Schilderungen von Indien, welche ihm fortwährend zukamen, spornten ihn zu neuen Anstrengungen, jenes Land mit seinen fabelhaften Reichtümern zu erreichen. Da er nachgerade daran verzweifelte, dieses auf dem Landwege bewerkstelligen zu können, so wandte er seine Aufmerksamkeit der Entdeckung eines Seewegs nach Indien zu. Es tauchte die Ansicht auf, man könne einen solchen südwärts von Afrika finden, und darum ließ der König nun eine Expedition zu diesem Behufe ausrüsten und stellte sie unter den Befehl des Bartolomeu Diaz, eines Beamten der königlichen Schatzkammer, eines kühnen und unerschrockenen Mannes. Diaz trat seine Reise 1486 an und

es gelang ihm nach Beſtehung vieler Gefahren die Südſpitze Afrikas zu umſegeln, wo die herrſchenden furchtbaren Stürme ihn veranlaßten, jener ſüdlichſten Spitze den Namen „Kap der Stürme" zu geben. Als er aber bei ſeiner Heimkehr nach Portugal dem König Johann ſeine Entdeckung mitteilte, war dieſer ganz entzückt über dieſe Entdeckung, welche die Möglichkeit, Indien zur See zu erreichen ſo nahe zu rücken ſchien, daß er befahl, jene Südſpitze von Afrika das „Vorgebirge der Guten Hoffnung" zu nennen, welchen Namen ſie noch bis auf den heutigen Tag trägt.

Während dieſer Entdeckungsfahrt ereignete ſich etwas Seltſames: im Verlauf eines der heftigſten Stürme war das Hauptſchiff von dem begleitenden Barkſchiff, welches den Proviant für die ganze Expedition trug, getrennt worden. Hierüber geriet die Mannſchaft in Verzweiflung, weil ſie zu verhungern fürchtete, und drohte mit Meuterei, falls Diaz nicht umkehre. Dieſer aber beharrte auf ſeinem Kurs, umfuhr das Vorgebirge und hatte auf der Rückfahrt das Glück, wieder mit der Barke zuſammenzutreffen; allein von den neun Mann, welche er an Bord derſelben verlaſſen hatte, waren nur noch drei am Leben, ſo ſehr hatten Kälte, Strapazen und Hunger unter dieſen Verſchlagenen gehauſt und von den Überlebenden war einer, mit Namen Hernan Colazza, von der Freude, das Hauptſchiff wiederzuſehen ſo überwältigt, daß er, den Bord deſſelben betretend, tot zu den Füßen des Kapitäns zuſammenbrach.

Acht Jahre, nachdem Bartolomeu Diaz das Vorgebirge der Guten Hoffnung entdeckt hatte, kehrte Colon mit der Geſchichte ſeiner eigenen wunderbaren Entdeckung nach Spanien zurück. Dieſe Kunde erfüllte die Portugieſen nicht bloß mit Bewunderung, ſondern auch mit einer großen Furcht, Spanien möchte ihnen in der Auffindung eines Seewegs nach den Reichtümern des Morgenlandes zu-

vorkommen. Die Portugiesen hatten allen Grund auf ihre kühnen Leistungen als Seefahrer stolz zu sein, und Colons Geschichte spornte den König Johann nur zu einem neuen Entschlusse an, den Seeweg nach Indien nicht in westlicher Richtung, wie der unerschrockene Colon gethan hatte, sondern um das Vorgebirge der Guten Hoffnung steuernd zu suchen. Er gedachte für Portugal die Ehren und Reichtümer zu sichern, welche dieses unfehlbar gewinnen mußte, wenn seine Schiffe Indien zuerst erreichten, und er war daher fest entschlossen, zur Erreichung dieses Zieles keinerlei Opfer an Geld und Thatkraft zu scheuen.

Eine derartige Reise war allerdings unfehlbar mit Gefahren und Schwierigkeiten aller Art verbunden, und viele Leute in Portugal meinten, schon der Versuch einer solchen heiße auf frevelhafte Weise Gott versuchen. Sie glaubten, die Stürme, welche Diaz in jenen Meeren getroffen habe, herrschten dort beständig und kein Schiff vermöge jemals dieselben zu bestehen, ohne zu scheitern oder an die Küste geschleudert zu werden, wo die unglücklichen Schiffbrüchigen bald und unfehlbar einen entsetzlichen Tod von der Hand wilder und grausamer Neger und Menschenfresser finden würden. Der König ward von allen Seiten her durch abergläubische Höflinge und Untertanen bestürmt, dieses Vorhaben aufzugeben, und es gereicht ihm zu großer Ehre, daß er trotz dieses beeiferten Widerspruchs auf seinem Plane beharrte.

Zunächst sandte der König einen fremden Kaufmann Namens Janifante auf eine Fahrt längs der afrikanischen Küste aus, um Lothungen und Peilungen (Untersuchungen mit dem Senkblei) vorzunehmen, und gab demselben eine Menge von kupfernen Armringen, messingnen Becken und Schalen, Schellen, Glöckchen, Spiegel, Messern, Seidenstoffen u. s. w. mit, um die Neger zu beschenken und sich ge-

neigt zu machen. Hierauf beauftragte der König ſeine Werkleute mit der Erbauung von drei großen Schiffen, wozu alsbald Holz in den Wäldern geſchlagen und nach Liſſabon gebracht wurde, denn die zu erbauenden Schiffe ſollten die weite und gefährliche Fahrt um Afrika herum nach Indien unternehmen. Der Bau dieſer Fahrzeuge hatte jedoch kaum begonnen, ſo erkrankte leider der gute König Johann und ſtarb wenige Monate drauf, ohne die Freude erlebt zu haben, daß ſein kühnes Vorhaben verwirklicht wurde. Zum Glück für Portugal war König Johanns Nachfolger auf dem Throne, der König Manuel, ein Monarch, welcher eben ſo ſehr von dem Drang durchglüht ward, ſich die Herrſchaft zur See zu ſichern, und unter dieſem letztgenannten Herrſcher begaben ſich die ergreifenden Abenteuer und heldenhaften Thaten Vasco de Gamas zu Waſſer und zu Lande, welche in den nachſtehenden Kapiteln erzählt werden ſollen.

Zweites Kapitel.

## König Manuel und seine Expedition.

In jenen alten Zeiten, von denen wir soeben berichten, waren Könige und Vornehme ebenso sehr dem Aberglauben ergeben wie das gemeine Volk und glaubten ernstlich und fest an alle möglichen Dinge, welche unsern heutigen Begriffen thöricht und abgeschmackt erscheinen. Leichtgläubig wie sie waren, hielten sie große Stücke auf Zeichen, Vorbedeutungen, Ahnungen und Prophezeiungen und fürchteten sich sehr vor Zauberern und Hexen, glaubten, man könne ihr Schicksal in den Gestirnen lesen, und trauten geheimnisvoll-thuenden Männern in langen schwarzen Mützen und Talaren und mit wallenden weißen Bärten die Fähigkeit zu, künftige Ereignisse vorauszusagen, wenn sie unverständliche Beschwörungen murmelten, Zauberstäbe schwangen, Elixiere und Wundertränke brauten und sonstigen Hokuspokus trieben.

König Manuel, der neue Regent in Portugal, war von diesem Aberglauben seiner Zeit keineswegs frei. Auch er glaubte an die Möglichkeit einer Voraussage der Zukunft und an den Einfluß, welchen die Stellung der Gestirne am Himmel und deren Bewegung auf die Schicksale der Menschen ausübten. Er war damals ein gesunder kräftiger Mann von sechs und zwanzig Jahren und seine

Thronbesteigung ward vom Volke mit Freuden begrüßt und gefeiert. Diese Freude steigerte sich noch, als man erfuhr, daß der neue Herrscher fest entschlossen war, die vom König Johann vorbereitete Expedition zur Auffindung Indiens auszusenden, denn obwohl einige von den Ratgebern des Königs ein derartiges Unternehmen als kostspielig, gefährlich und vielleicht nutzlos bekrittelten, billigte doch die Mehrzahl der Nation dieses Vorhaben des Königs entschieden und hegte die kühnsten Erwartungen davon.

Es lebte damals in einem Städtchen unweit von Lissabon ein alter Jude Namens Abraham Cacoto, welcher für einen sehr geschickten Sternseher und Sterndeuter galt und angeblich im stande sein sollte, den Leuten genau vorauszusagen, ob irgend ein Unternehmen gelingen werde oder nicht, und was nach der Stellung der Gestirne am Himmel, welche er hierüber zu Rate zog, ihr künftiges Lebensschicksal sein werde.

König Manuel ließ daher mit möglichster Heimlichkeit den Cacoto zu sich in seinen Palast entbieten, und dieser kam verkleidet, um dem erhaltenen Ruf Folge zu leisten, ward in des Königs Geheimzimmer geführt und dort von dem Monarchen empfangen, welcher ihm bei verschlossenen Thüren das Anliegen mitteilte, wegen dessen er ihn zu sich beschieden hatte.

„Suche für mich zu ermitteln, weiser Cacoto, ob die glänzenden Gestirne mir raten, mich auf jene große Entdeckungsreise einzulassen," sagte er zu ihm; „nimm dir Zeit dazu und komme dann um mir zu sagen, was du ermittelt hast."

Der Jude versprach es und ging, kehrte aber schon nach einigen Tagen so heimlich wieder, als er das erste Mal gekommen war. Der König gewahrte mit einem Blick den Ausdruck der Genug-

thuung in den ernsten feierlichen Zügen des Sterndeuters und erkundigte sich begierig, was er aus den Sternen gelesen habe.

„Ich habe die Aufgabe, welche Deine Huld mir anvertraut hat mit großer Sorgfalt ausgeführt, erhabener Herr," versetzte Caeoto ernsthaft mit einer tiefen Verbeugung. „Ich finde, daß Indien weit, sehr weit von uns entfernt ist — jenseit des großen Meeres. Es ist bewohnt von einem dunkelhäutigen Volke und enthält große Schätze an Kostbarkeiten und Waren, welche nach aller Herren Ländern ausgeführt werden. Die Reise dorthin ist mit großer Gefahr verbunden, denn die Meere sind rauh und stürmisch; es gibt in den Ländern unterwegs viele wilde Völker voll Treulosigkeit und Arglist, welche Deine tapferen Krieger zu hintergehen und zu töten suchen werden. Allein Dein Planet steht hoch am Himmel, erhabner Herr, und Du wirst mit Zeit und Weile Indien entdecken und binnen kurzem einen großen Teil jenes geheimnisvollen Landes Dir unterwerfen!"

Man kann sich denken, wie sehr das begeisterte Herz des jungen Königs ob dieser Antwort erglühte, und er entließ den Sterndeuter unter lauten Lobsprüchen und Gunstbezeugungen, reichlich beschenkt für seine günstige Prophezeiung.

Dom Manuels ganzes Dichten und Trachten galt nunmehr den Vorbereitungen zu der wichtigen Reise, welche ihm selber so viel Ruhm und Macht und seinem Volke so viele Vorteile bringen sollte. Er gebot den lästigen Ratgebern Schweigen, welche ihm stets mit lauten Warnungen und Unglücks-Prophezeiungen im Ohre lagen; er traute mehr auf die Vorausverkündigungen der Gestirne, als auf die furchtsame Klügelei seiner Räte, und ließ sich durch keine Vorstellungen von seinem Vorhaben abbringen.

Die Schiffe, deren Erbauung der gute König Johann noch an-

geordnet hatte, lagen nun halbvollendet auf den Werften zu Liſſabon, umgeben von den Haufen des prächtigſten Bauholzes, das man zu dieſem Behuf in den dichten Wäldern Portugals gefällt hatte und das nun hinreichend ausgewittert war, um zur Vollendung des kleinen Geſchwaders verwendet zu werden. Die Seeleute, welche unter Bartholomeu Diaz die Reiſe nach der afrikaniſchen Südküſte gemacht hatten, waren ſämtlich bei dieſer Arbeit beſchäftigt und hatten nach der Weiſung des Königs darauf zu achten, daß die Schiffe ſo ſtark und ſolid wie möglich erbaut wurden. Binnen weniger Wochen lagen die drei guten Schiffe, ein Gegenſtand der Bewunderung und des Staunens für alle, welche dieſelben ſahen, fertig auf ihrem Stapel und warteten nur noch darauf, daß ſie von Stapel gelaſſen werden würden. Es waren ſogenannte Caravellen, gerade wie diejenigen, worin Colon ſeine große Entdeckungsreiſe gemacht hatte. Caravellen nannte man nämlich eine Art leichter Fahrzeuge mit einem viereckigen Hinterteile und kurzem, ſtark gerundetem Bauchſtücke, welches nach oben ſehr eingebogen war, ſodaß ein ſolches Verdeck am Unterdeck beinahe noch einmal ſo breit war wie am Oberdeck. Die Caravellen faßten gewöhnlich 120—140 Tonnen Laſt, galten für die beſten Segler unter allen Schiffen, führten zwei Maſten und drei bis vier dreieckige Segel, ungerechnet die Vorder- und die Beiſegel und hatten keinen Marskorb, ſondern ſtatt deſſen Kreuzhölzer, welche zu oberſt durch den Maſt gingen; gewöhnlich waren ſie auch mit einigen Drehbaſſen und kurzen Karronnaden armiert.

Dom Manuel ließ die Schiffe, ſobald ſie vom Stapel gelaſſen waren, mit allem ausrüſten, was nur immer notwendig oder erforderlich war für eine ſo lange Reiſe wie diejenige, welche ſie zu machen hatten, und ſparte dabei weder Mühe noch Geld. Jedes

Schiff ward mit doppeltem Takelwerk und doppelten Spieren und zwei Garnituren Segeln versehen. Jedes wurde mit mehreren Kanonen armiert und erhielt einen reichen Vorrat von Feuergewehren, Pulver und Kugeln für Geschütz und Handfeuerwaffen, sowie von blanken Waffen aller Art, denn es war so gut wie gewiß, daß auf dieser Reise, wo man mit so vielen wilden Nationen sich begegnen und an von Barbaren und Kannibalen bewohnten Küsten landen würde, die Mannschaften sich notgedrungen mancher Angriffe würden zu erwehren haben.

Alle Arten von Proviant waren in reicher Menge vorhanden und außerdem noch eine Fülle von eingemachten Früchten, feinen Weinen, wohlriechenden Wassern, eine wohleingerichtete Apotheke mit Arzneien und Spezereien aller Art. Außerdem waren die Schiffe noch mit einer Mannigfaltigkeit von Waren beladen, worunter Gold- und Silberschmiedearbeiten, Juwelen, wollene Tücher, Halsbänder, Armbänder, Ketten von Gold, Silber und Kupfer; silberne Weinkannen und Becher; Glasperlen und Glaswaren, Spiegel, Säbel, Schwerter und Dolche, worunter viele mit reichen getriebenen und gravierten Scheiden und Griffen; Speere und Schilde und vielerlei kostbare Gewürze und Spezereien. Diese Warenvorräte waren teils zum Tauschhandel gegen andre Waren mit den Bewohnern der etwa von den Portugiesen entdeckt werdenden Länder, teils zu reichen Geschenken bestimmt, um sich die schwarzen Fürsten, deren Länder man etwa berühren würde, zu Dank und Freundschaft zu verbinden.

Auf Dom Manuels Befehl hatte jedes Schiff auch zwei Priester und einen Wundarzt mitzunehmen und um die Reisenden in den Stand zu setzen, auch mit den etwa begegnenden fremden Völkern zu verkehren, wurde eine Anzahl Sklaven aufgekauft,

man als mit den Sprachen der afrikaniſchen Völkerſtämme und den Nationen des fernen Morgenlandes vertraut betrachtete.

Jetzt aber trat an den König die größte Schwierigkeit heran, mit welcher er vielleicht in der Ausrüſtung der Expedition zu kämpfen hatte, nämlich die Wahl eines Befehlshabers. Da die Reiſe eine höchſt gewagte, gefährliche, langwierige und furchtbare war und von dem zum Befehlshaber derſelben auserſehenen Manne unendlich viel abhing, ſo war die Wahl desſelben keine leichte. Wer war würdig mit dieſer wichtigen Stelle betraut zu werden? Welcher Mann in ganz Portugal war tapfer, einſichtsvoll und feſt genug, um das kleine Geſchwader ſicher und wohlbehalten über den ſtürmiſchen Ozean zu führen, und wer war ausdauernd und entſchloſſen genug, um allen Hemmniſſen zum Trotz die lange Seereiſe zu einem glücklichen Ende zu bringen?

Dem König machte die Löſung dieſer Frage manche ſchwere gedanken- und ſorgenvolle Stunde und er bat den Himmel ihn bei Veranſtaltung einer ſolch wichtigen Wahl zu leiten. Die Großen des Reichs durften ihm unumwunden ihren Rat erteilen und ſchlugen bald dieſen bald jenen als zum Haupt einer ſolchen Expedition tauglich vor; allein Dom Manuel ſchüttelte zu allen ihren Ratſchlägen den Kopf und erſchien zuletzt eher geneigt es dem Zufall zu überlaſſen, daß dieſer ihm den für einen ſolchen Poſten geeigneten Mann zuweiſe. Dies war vielleicht gar keine unkluge Handlungsweiſe, denn zuletzt, als der König beinahe mit ſeinem Witz am Ende war, kam ihm der Zufall oder etwas demſelben Ähnliches noch rechtzeitig zu Hülfe.

Dom Manuel ſaß nämlich eines Morgens in einer großen Halle in ſeinem Palaſte, wo er diejenigen Geſchäfte zu erledigen pflegte, welche jeder Tag für ihn mit ſich brachte. Auf dem breiten Tiſche

vor ihm lagen Stöße von Urkunden und Berichten, sowie verschiedene Land- und Seekarten, worin er soeben sorgfältig studiert hatte. Seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit der Expedition nach Indien und er zerbrach sich den Kopf, wen er mit dem Oberbefehl derselben betrauen sollte. Granden, Hofbeamte und Höflinge harrten da und dort in der Halle, des Winkes ihres Gebieters gewärtig; die einen in reichen Gewändern standen gruppenweise in der Nähe des Königs; andre liefen geschäftig ab und zu um Briefschaften zu bringen oder fortzutragen, während wieder andre gemächlich am Ende der Galerie auf und ab spazierten, leise mit einander plauderten und hier und da über irgend einen Scherz lachten.

Plötzlich trat ein schöner stattlicher Mann von etwa acht und zwanzig Jahren*), mittelgroßer kräftiger Gestalt, breiten Schultern, blühenden Wangen, einem dichten braunen Vollbart und großen, dunklen blitzenden Augen, festen, aber leichten und anmutigen Schrittes in die Halle. Seine reiche zierliche Kleidung, sein stolzer Gang und sein offnes Gebahren verrieten auf den ersten Blick den vornehmen Mann und den erprobten Krieger. Wo er vorüber ging, da grüßten ihn die Höflinge mit einem Kopfnicken und einem Lächeln, denn er schien der allgemeine Liebling des ganzen Hofes zu sein.

Als dieser schmucke Kavalier durch die Halle schritt, schaute der König zufällig von seinen Karten und Papieren auf. Im Nu schien von seinem Antlitz der sorgenvolle Ausdruck zu weichen; eine plötzliche Freude blitzte aus seinem Auge und unwillkürlich schlug er mit

*) Vasco de Gama war um das Jahr 1469 in der kleinen Hafenstadt Sines, in der Provinz Alemtejo, geboren und hatte in seinen Jünglingsjahren in der Flotte und dem Landheere gedient und mehrere Feldzüge mitgemacht.

der Hand auf den Tiſch, als ob ihm ſoeben ein glücklicher Einfall durch den Kopf geſchoſſen ſei.

„Dem Himmel ſei Dank, ich habe den rechten Mann gefunden!“ murmelte der König, rief dann einen Edelknaben herbei und ſagte zu ihm: „Geh und beſcheide Vasco de Gama zu mir!“

Dieſer war der eben erwähnte Edelmann. Der Page fand ihn bald in einem der auſtoßenden Korridore, und der junge Kavalier folgte ſogleich der Vorladung des Königs.

„Vasco,“ hub dieſer an, „ich habe für Dich einen höchſt gefährlichen und ſchwierigen Auftrag, wenn Du Dich demſelben unterziehen willſt. Du weißt, daß ich drei Schiffe zu einer Reiſe nach Indien um Afrika herum habe ausrüſten laſſen. Schon manche ſchlafloſe Nacht und manche peinliche Stunde hindurch habe ich mich abgequält, um einen Mann zu finden, welcher im ſtande wäre, jene drei Schiffe zu befehligen. Ich kenne Deinen Mut, Deine Tapferkeit und Ausdauer, Vasco, denn ſie haben ſich in den Kriegen, worin Du ſo treu und wacker gefochten haſt, längſt erprobt. Ich habe deshalb Dich auserſehen, daß Du den Seeweg nach Indien um Afrika herum entdecken ſollſt, welcher meiner Krone einen neuen Glanz und meinem Lande Reichtum und Macht verſchaffen ſoll. Willſt Du dieſen Poſten annehmen?“

Vasco de Gama war ſo überraſcht und überwältigt, daß er einen Augenblick in wortloſem Erſtaunen den König anſtarrte. Da ſah er, ein müſſiger Höfling, welcher noch an dieſem Morgen mit keinem andern Gedanken aufgeſtanden war, als wie er den Tag über „ſeine Zeit totſchlagen“ ſollte, ſich plötzlich mit einem Auftrage betraut und zu einer Reiſe auserſehen, welche ſogar Colon für gefährlich und von zweifelhaftem Erfolg betrachtet haben würde. Allein Vasco war nicht nur ein Höfling, ſondern hatte auch Stolz und Selbſtgefühl. Raſch

sammelte er sich und faßte seinen Entschluß. „Ich bin Euer ergebenster Knecht, mein königlicher Herr," entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung, „und obwohl ich mir kaum die Befähigung für einen solch wichtigen Posten zutrauen darf, so werde ich doch lebenslang jeden Auftrag getreulich vollziehen, welchen Eure Gnade mir anvertrauen will!"

Der König war so erfreut und so ungeduldig und darauf erpicht, mit Vasco de Gama über sein Vorhaben zu reden, daß er ihn, weil man ihn so eben zu seinem Mittagsmahl entbot, einlud mit ihm zu speisen, was eine in jener Zeit außerordentliche Ehre war; und als sie nun an der wohlbesetzten Tafel saßen, teilte Dom Manuel seinem Gaste den ganzen Plan wegen der Expedition mit und erörterte ihn nach allen Seiten.

„Dieses Unternehmen liegt mir unsäglich am Herzen," sagte Dom Manuel schließlich; „und ich möchte Dich bitten, Dich in aller Eile zur Abreise fertig zu machen."

„Sobald es Eurer Majestät gefallen wird, mein König," entgegnete Vasco de Gama. „Ich kenne kein Hindernis, welches mich abhielte, sogleich abzureisen."

„Es sind drei Schiffe," bemerkte der König; „wer sollen die beiden Kapitäne sein, welche mit Dir gehen? Hast Du einen Bruder?"

„Zu Befehl, mein König, ich habe deren drei," sagte Vasco de Gama. „Der eine ist noch ein kleiner Knabe; der andere ist in Santarem bei den ehrwürdigen Vätern Benediktinern, sich zum geistlichen Stande vorzubereiten; aber der dritte ist ein Mann, welchem Eure Majestät jedes Amt und jeden Auftrag anvertrauen kann."

„Und wo ist er?" fragte der König lebhaft.

„Ich muß mit Bedauern bekennen, mein königlicher Herr, daß gerade in dieſem Augenblick mein älterer Bruder Paulo, obwohl ſonſt kein Heißſporn und Hitzkopf, in Ungnade iſt," verſetzte Vasco de Gama mit einiger Verlegenheit. „Paulo hat einen leidigen Streit mit dem Richter von Setubal gehabt und dieſen verwundet; jetzt hat er ſich verſteckt, damit ihn das Geſetz nicht zu Buße und Erſatz anhalten könne. Allein er iſt ſonſt ein tapfrer, ehrlicher und treuer Burſche und gehorſamer Unterthan; und wenn Eure Majeſtät geruhen würde, ihn zu begnadigen, ſo würde er ſich mit tauſend Freuden dazu verſtehen, Dienſte zu nehmen und eines jener Schiffe zu befehligen."

„Nun denn, Dir zu Liebe, Vasco de Gama, will ich ihn begnadigen, wenn er zuerſt den Richter zufrieden ſtellen wird," ſagte der König. „Sag ihm, er ſolle ohne Verzug vor mir erſcheinen; Du aber ſollſt ſogleich für die Fertigſtellung und Bemannung der Schiffe ſorgen und die Seeleute ganz nach Deinem Gutdünken auswählen. Geh emſig an Dein Geſchäft und ſei verſichert, daß ich Deine Treue dankbar und großmütig belohnen werde."

Vasco de Gama küßte dem König die Hand und eilte hinweg, um Dom Manuels Weiſungen zu vollziehen. Paulo aber verglich ſich ſo raſch wie möglich mit dem Richter wegen ſeines Streites, und einige Tage ſpäter erſchienen die beiden Brüder mit einander vor dem Könige.

Dom Manuel teilte Paulo mit, er habe ihn zum Gehülfen Vascos in dieſer Expedition auserſehen, und obſchon Vasco darauf beſtehe, daß Paulo als der ältere das Geſchwader befehlige, ſo wünſche er, der König, doch, daß Vasco dieſen Poſten bekleide. Und nachdem alles ſo angeordnet war, empfahlen die beiden Brüder einen ſehr genauen Freund von ihnen beiden namens Nicolau Coelho

zum Befehlshaber des dritten Schiffes, wozu der König gern seine Zustimmung gab.

Die Zurichtungen zur Reise gingen nun rasch vor sich. Die drei Schiffe hatten bereits ihre Namen erhalten, und zwar nach den drei Erzengeln „San Miguel", „San Gabriel" und „San Raphael", und als Begleitschiff sollte noch ein viertes, mit Proviant beladenes Fahrzeug mit ihnen in See gehen, allein mit der Bestimmung, sie nicht ganz bis an das Ende der Reise zu begleiten.

Vasco de Gama wählte sich seine Mannschaft selber sorgfältig aus, und als dies geschehen war und die Leute Heuer genommen (sich verdungen) hatten, erklärte er ihnen, sie müßten die Zeit bis dahin, wo die Schiffe in See stächen, noch dazu benutzen, sich durch praktische Übung mit allen Arbeiten des Zimmermanns, Schmieds, Kalfaterers, Reepschlägers (Seilers), Plankenmachers u. s. w. genau vertraut zu machen. Zu diesem Behuf versah er sie mit einer Anzahl der nötigen Werkzeuge und erhöhte ihnen für diese Zeit auch ihren Gehalt, womit sie sehr zufrieden waren. Es waren im ganzen vierhundertundfünfzig Matrosen und Seeleute. Vasco de Gama übernahm den Befehl des „San Raphael", Paulo de Gama denjenigen des „San Gabriel", und Nicolau Coelho denjenigen des „San Miguel". Jedes dieser Schiffe führte zwar nur 120 Tonnen, allein gleichwohl waren sie in den Augen der damaligen Portugiesen große und imposante Fahrzeuge.

Gegen Ende März 1497 war alles fertig, und es blieb nun nichts mehr übrig, als den Segen der Kirche zu empfangen, sich vom Hofe und von den ängstlich besorgten Freunden zu verabschieden, den Szenen und Behaglichkeiten der Heimat Lebewohl zu sagen und dann in den stürmischen und unbekannten Ozean hinauszusteuern.

An einem sonnenhellen Sonntag im Juli 1497 war in den

krummen, unebenen und seltsamen Straßen und auf den geräumigen Plätzen von Lissabon ein ungemeines Menschengewühl und Gewoge. Offenbar bewegte irgend ein ungewöhnliches und außerordentliches Ereignis die Stadt und ihre Bewohner, denn die alte Stadt selber trug ein festliches Ansehen, und die Menschenmassen, von denen Straßen und Plätze wimmelten, bewegten sich alle eilfertig in derselben Richtung.

Auf dem Platze, wo die alte stattliche Kathedrale steht, war die Menschenmenge am dichtesten und neugierigsten, und aller Augen waren auf das Portal der Kirche gerichtet, in deren Innerem eine ebenfalls ungemein zahlreiche Versammlung von Granden und Vornehmen mit ihren Frauen und Fräulein, sowie von gemeinem Volk von jedem Alter und Geschlecht, jede Nische und jeden Winkel im Hauptschiff, den Nebenschiffen und den Kapellen füllte. Hinter einem Vorhang, welcher es von der übrigen Versammlung trennte, saß das junge Königspaar von Portugal, umgeben von einer kleinen, aus den höchsten Würdenträgern des Reiches und des Hofes gewählten Gesellschaft, und in der Nähe dieses Vorhanges saßen auf erhöhten Stühlen Vasco und Paulo de Gama und Nicolau Coelho, in reicher und zierlicher Hofkleidung, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Am Hochaltar der Kathedrale stand, mit den kostbarsten Gewändern angethan und umgeben von den fünf Bischöfen von Lamego, Guanda, Leiria, Portalegre und Castello Branco der Patriarch von Lissabon, ein hochgewachsener würdiger Greis, und celebrierte das Hochamt und seine Stimme allein unterbrach das feierliche Schweigen, welches in der Kathedrale herrschte.

Als der Patriarch mit seinen eigenen Gebeten zu Ende war, wandte er sich an die Versammlung und hieß diese zu Gott dem

Allmächtigen beten, damit derselbe der Reise Vasco de Gamas möge Segen und Gedeihen schenken, und erging sich dann im Lobe des Königs, welcher in seiner Weisheit und Großmut diese Expedition ausgerüstet und das Vorhaben seines in Gott ruhenden erlauchten Vorfahrs hinauszuführen beschlossen habe.

Nach Beendigung des Gottesdienstes trat König Manuel hinter dem Vorhang hervor und hielt eine Anrede an die drei Schiffshauptleute, welche vor ihm knieten, während die Herren vom Hofe eine dichte Gruppe um sie her bildeten. Hierauf verließ die ganze Gesellschaft des Hofes und der Vornehmen die Kirche und begab sich in feierlichem Zuge von der Kathedrale Santa Maria nach dem königlichen Palaste, unterwegs mit lautem Jubel begrüßt von der zusammengeströmten ungeheuren Menge des Volkes aus Stadt und Land, denn die Nachricht, daß heute die vier Schiffe in See stechen sollten, welche den Seeweg nach Indien aufzusuchen bestimmt waren, hatte aus einem weiten Umkreise um die Stadt und die herrliche Bucht Alt und Jung zu Wasser und zu Lande herbeigelockt, und drunten an den Staden und Anländen lagen tausende von kleinen und großen Booten, welche die Neugierigen und Schaulustigen von nah und fern herbeigeführt hatten.

Vom Königspalaste aus bildete sich der Zug von neuem und setzte sich in Bewegung hinunter nach dem Staden beim Seearsenal wo die Schiffe lagen. Nachdem Vasco de Gama dem König und der Königin die Hände geküßt hatte, bestieg er ein feuriges arabisches Roß aus den Stallungen des Königs und stellte sich an die Spitze des Zuges. Neben ihm ritten sein Bruder Paulo und Nicolau Coelho, und ihnen folgten, je zwei und zwei, die Mannschaften der vier Schiffe, alle gleichartig gekleidet und hübsch ausgeputzt, mit grünen Reisern an den Hüten und Mützen. Eine große Anzahl

vornehmer Herren von Adel und Hofe, Hofbeamte, Magiſtratsperſonen und dergl. gaben dem Zug das Geleite, und dieſen folgten lange Reihen von Prieſtern und Mönchen mit Kirchenfahnen, Kruzifixen und brennenden Wachskerzen, bald laut betend, bald Hymnen ſingend. Auf dem ganzen Wege aber, welchen der Zug zu durchwandern hatte, ſtand die Volksmenge zu beiden Seiten der Straße dicht gedrängt und ſah in tiefer Bewegung die Männer vorüberziehen, welche eine ſolch weite und gefährliche Reiſe antreten ſollten. Die einen, zumal die Weiber, weinten vor Beſorgnis wegen der Gefahren, denen ihre Freunde und Bekannten, die Seeleute, entgegen gingen, die anderen riefen den Scheidenden Glück- und Segenswünſche nach oder gaben ihre Bewunderung für den Mut dieſer kühnen Abenteurer durch jubelnden Zuruf zu erkennen.

Als der Zug die Anlände erreichte, wo die Schiffe vor Anker lagen, fand man die vier Fahrzeuge mit Teppichen behangen, mit flatternden Wimpeln, Fahnen und Flaggen verziert, und alle in der Nähe vor Anker gegangenen Schiffe waren bis in die Maſttops hinauf in ähnlicher Weiſe feſtlich geſchmückt. Sobald Vasco de Gama erſchien, donnerten ihm Geſchützesſalven entgegen und begrüßten ihn zur Übernahme des Oberbefehls über ſein kleines Geſchwader.

Die Straßen und Häuſer in der Nähe der Anlände waren von dichten Schaaren aufgeregter und fröhlicher Menſchen beſetzt; Fenſter, Balkone und Dächer wimmelten von Neugierigen, namentlich ſchöngeputzten Frauen, und bis zum Waſſerrande herunter ſtand das Volk Kopf an Kopf; aber man ſah ſo viele Menſchen weinen und wehklagen, daß dieſer Ort nachmalen nur den Namen „Thränenſtaden“ führte.

Am Staden angekommen, ſprang Vasco de Gama leicht vom Pferde und ſchritt ſtolz und feſt über das Laufbrett an Bord des

**Abſchied von Liſſabon.**
**Juli 1497.**

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

„San Raphael", wohin ihm seine Mannschaft folgte; in der nächsten Minute erschien sein kühnes Gesicht über der Galerie der Kampanje wie er noch einen Scheideblick auf die ihm vertrauten und lieben Szenen warf, welchen er nun vielleicht für immer Lebewohl sagen sollte. Sein Bruder Paulo und Nicolau Coelho begaben sich ebenfalls mit ihren Mannschaften an Bord ihrer Schiffe. Die Matrosen bemannten die Raaen und standen an den Geschützen zur Parade; der Bischof von Leiria segnete vom Ufer aus die vier Schiffe ein. und als dies vorüber war und Vasco de Gama sich überzeugt hatte, daß alles zur Abfahrt bereit war, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Nun entfaltete sich eine eifrige Thätigkeit auf den Verdecken, während die Volksmenge am Ufer in atemlosem Schweigen verharrte. Die Segel wurden wie auf Zauberwort entfaltet, die Anker triefend aus dem Meeresgrund emporgezogen, wobei die Matrosen singend und jauchzend um die Gangspille herumliefen. Die Kanonen donnerten vom Kastell herab und von den Anländen herüber ihren lärmenden Scheidegruß, die Volksmenge brach in lautes Freudengeschrei aus, die Männer schwangen die Hüte und Mützen, die Frauen winkten mit den Tüchern zum Abschied, was Vasco und seine Gefährten von den Verdecken aus emsig erwiderten, und die drei Caravellen mit ihrem Begleitschiff, welche sich im hellen Sonnenschein so kühn und stattlich von der blinkenden Flut abhoben, trieben majestätisch den stolzen Tajo hinunter.

Da der Wind ungünstig war, so fuhr das Geschwader am ersten Tage nicht weiter als bis zu der kleinen Hafenbucht Belem, einige Meilen westlich von Lissabon, wo es vor Anker ging, bis der Wind günstiger wurde und das Auslaufen aus der Mündung des Tajo gestatten würde.

Der König Dom Manuel begab sich daher nach Belem und

nahm ſein Abſteigequartier in einem alten, von ihm ſpäter ſo prächtig umgebauten Kloſter daſelbſt, um ſeinem Geſchwader nahe zu ſein, bis es unter Segel gehen würde. Endlich am dritten Tage ſprang ein günſtiger Wind auf und jetzt erſt, am 8. Juli, vermochte Vasco de Gama recht unter Segel zu gehen und ſeine Fahrt endlich anzutreten. Der König begleitete die vier Schiffe in ſeiner Staatsgaleere bis hinaus in die hohe See, wo er von ſeinem Kapitän Abſchied nahm und die Abfahrt der Schiffe beobachtete, bis ihre Maſtſpitzen unter dem Horizont niedertauchten, worauf er wieder nach Liſſabon zurückkehrte.

Drittes Kapitel.

# Die Ausfahrt.

König Manuel hätte für die Führung dieſer Expedition kaum einen geeigneteren Mann wählen können, als Vasco de Gama, denn wenn dieſer auch ein Höfling und augenblicklich dem müſſigen Genußleben ſeiner Standesgenoſſen nicht fremd war, ſo überragte er dieſe doch in vielen Stücken. Er war, was man einen praktiſchen Seemann nennt, aber auch mit höheren Kenntniſſen im Seeweſen und deſſen Hilfswiſſenſchaften ſowie in der Kosmographie ausgerüſtet; er war ſtrebſam und ehrgeizig und es bedurfte nur eines Anſtoßes, um die ganze Willens- und Thatkraft ſeines feurigen Charakters und ritterlichen Weſens zu wecken. Er liebte ſein Vaterland, war ſtolz darauf, einer Nation anzugehören, welche ſeit Prinz Heinrich dem Seefahrer ſchon ſo viel für überſeeiſche Entdeckungen und für Bereicherung der Erdkunde gethan hatte, und war von Begeiſterung für die ehrenvolle Aufgabe ſeines Volkes durchglüht. Sobald ihm daher der König dieſen Vertrauensposten übertragen hatte, ging auch ſein ganzes Beſtreben dahin, ſich für denſelben tüchtig und dadurch ſolcher Bevorzugung würdig zu machen, und einem Manne von ſolcher Geſinnung muß alles gelingen.

Die Expedition fiel überdies in eine günstige Zeit. Die nautischen Kenntnisse waren in den jüngsten Jahrzehnten bedeutend erweitert worden. Man hatte genauere Seekarten entworfen, die physikalischen Instrumente, namentlich Astrolabium und Sextanten, verbessert und neue erfunden; man hatte gelernt, die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont zu beobachten und zu berechnen, und die Abweichungen auf Tafeln verzeichnet, wodurch dem Schiffer und Piloten die Erkenntnis der geographischen Breiten in der Südhälfte sehr erleichtert wurden. Mit allen derartigen neueren Werkzeugen und mit den neueren Bereicherungen der Kosmographie durch den verdienten Martin Behaim aus Nürnberg, welcher schon seit Jahren als Astronom in portugiesischen Diensten stand, war Vasco de Gama wohl versehen und verstand sich auch vollkommen auf deren Gebrauch, wenn gleich die Überwachung des praktischen Schiffsdienstes an Bord des „San Raphael" einem sogenannten „Piloten," einem erfahrnen Seemanne, anvertraut war, welcher ungefähr die Stelle eines heutigen Schiffskapitäns bekleidete.

Der Anfang der wichtigen Fahrt war daher ein günstiger. Guter Wind und ruhige See, blauer Himmel über ihnen und herrliches Wetter, eine milde Temperatur, förderten die Reise unserer Abenteurer auf die erfreulichste Weise. Vasco war voll der besten Hoffnung und des frohesten Mutes und der Gesang der Mannschaften, wie sie so an den Wanten und Masten auf und ab kletterten und den Dienst versahen, bezeugte die sorglose Heiterkeit und das Vertrauen aller an Bord. Die drei Caravellen und das von Gonzalo Nunez befehligte Lastschiff hielten sich gut zusammen und waren einander oft so nahe, daß die Kapitäne sich durch das Sprachrohr mit einander unterhalten und sich gegenseitig verständlich machen konnten.

Eine Woche lang ſegelten ſie ſo dahin, bis ſie zu ihrer Freude Land entdeckten, in welchem man bald die kanariſchen Inſeln erkannte. In ſo weit war alles gut — ſie waren auf dem richtigen Wege und ahnten bis jetzt noch nicht die Gefahren, welche ſie noch zu beſtehen haben würden, ehe ſie ihren entfernten Beſtimmungsort erreichten.

Dieſe Gefahren begannen jedoch ſchon bald nachdem ſie die kanariſchen Inſeln aus dem Geſicht verloren hatten. Sie wurden von einem heftigen Sturm überfallen und ſtundenlang als willenloſes Spielzeug von Wind und Wogen umher geſchleudert, und als der Sturm ſich gelegt hatte, war der „San Raphael", Vasco de Gamas Schiff, nirgends mehr für die andern Fahrzeuge zu ſehen. Paulo de Gama, Nicolau Coelho und Gonzalo Nunez waren in ſchweren Sorgen um ihren tapferen Befehlshaber und fürchteten bereits, ſein Schiff könnte untergegangen ſein; ſie hielten aber, der erhaltenen Weiſung gemäß, ihren Kurs fort und ſteuerten direkt nach den Inſeln des Grünen Vorgebirges, wo ſie auf Vascos Befehl für den Fall, daß ſie auf der Fahrt getrennt werden würden, wieder zuſammen kommen wollten.

Die Ängſten und Zweifel, welche eine Woche lang die drei anderen Kapitäne heimgeſucht hatte, ſchwanden jedoch, als ſie mit ihren Schiffen das Grüne Vorgebirge erreichten und hier der Flagge Vascos anſichtig wurden, welche hoch vom Maſt im Winde wallte, während der tapfere Anführer ſelbſt von der Kampanje aus ihnen zuwinkte.

Kanonendonner und Trompeten-Fanfaren feierten die erſehnte Wiederbegegnung, und die Schiffe ſteuerten nun mit einander nach dem kleinen Eiland San Jago, einer der kleinen Inſeln des Grünen Vorgebirges, wo ſie in einer hübſchen Bucht vor Anker gingen und einige Tage verweilten. Sie benützten dieſe Gelegenheit, um friſches

Waſſer einzunehmen, die Proviantvorräte der Caravellen aus denjenigen des Begleitſchiffs zu ergänzen und die Raaen und das Takelwerk auszubeſſern, welche während des beſtandenen Sturmes beſchädigt worden waren.

Es war nun ſeit ihrer Abreiſe von Liſſabon ungefähr ein Monat verſtrichen, als ſie von San Jago aus wieder in See ſtachen und ſo genau, als Vasco es ungefähr erraten konnte, ihren Kurs direkt nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung nahmen. Vasco de Gama war voll Mut und Thatkraft und erfaßte ſeine Aufgabe in einem höhern Sinne. Er hätte ſchüchtern der afrikaniſchen Küſte entlang ſegeln und ſo eine ſichere, aber auch bedeutend langſamere Fahrt haben können. Allein dies behagte ihm nicht, er war ſich klar des Wertes der Zeit bewußt und erkannte, daß er bei einer ſolch langen und ungewiſſen Fahrt wie die vor ihm liegende war, mit ſeinen Vorräten und den Kräften ſeiner Mannſchaft haushälteriſch umgehn müſſe, da beide unterwegs nur ſehr ſchwer zu erſetzen waren. Er brannte vor Begierde, das Vorgebirge der Guten Hoffnung zu erreichen und zu umfahren, um zu ſehen, was er in den Meeren jenſeit desſelben entdecken könne; darum ſegelte er ſogleich quer über den Golf von Guinea, hielt einen genauen ſüdlichen Kurs ein und lavierte in langen Gängen nach jener Richtung hin.

Nachdem man von San Jago ausgelaufen war, vergingen mehrere Wochen, ohne daß die Seefahrer wieder durch den Anblick irgend eines Landes erfreut wurden. Manchmal wurden die Matroſen ungeduldig und nicht übel geneigt, ſich der Verzweiflung hinzugeben. Zuweilen wurden ſie auch getäuſcht durch die vermeintliche Nähe eines Landes, das ſie bemerkten, das ſich aber entweder als ein Nebelſtreifen oder als eine Wolke am Horizont auswies. Manchmal beſchlich unſern Vasco de Gama ſelbſt, wenn er ſeinen Kompaß

und sein Astrolabium (welches ein Instrument ähnlich unserm heutigen Sextanten war, der eigentlich nur eine Verbesserung desselben ist) die Befürchtung, er könnte zu weit aus seinem eigentlichen Fahrwasser gekommen sein. Häufig aber hatte das kleine Geschwader von den heftigen Passatwinden und Stürmen zu leiden, welche seine Fahrt aufhielten und es von seinem richtigen Kurs abtrieben. Mehrmals drohten diese jäh aufspringenden Stürme sie alle in der tosenden See zu begraben.

Allein Woche um Woche hielt Vasco de Gama entschlossen den eingeschlagenen Kurs ein und achtete nicht auf die finsteren Blicke und verdrossenen Gesichter seiner Mannschaft. Er hatte ein lebhaftes Temperament und gelang es ihm nicht, durch seine eigene Zuversicht und seinen heitern Zuspruch seine Leute zu beschwichtigen, und wagten sie auch nur schüchtern den Wunsch zu erkennen zu geben, er solle umkehren, so erklärte er ihnen mit auffallender Entrüstung, sie müssen mit ihm weiter und vorwärts reisen, bis sie entweder Indien erreichen oder vom Meere verschlungen werden würden.

Es war Spätherbst — in der antarktischen Zone Frühling — nämlich Anfang November geworden, als diese lange Fahrt durch den südatlantischen Ozean sie endlich in die Nähe der Küste von Südafrika brachte. Die Tage waren sehr kurz geworden und der glühenden Hitze der letzten Wochen war unter diesen höheren Breiten eine kühlere Temperatur gefolgt, welche sich oft bis zur empfindlichen Kälte steigerte. Jetzt ließ Vasco den Kurs gen Osten nehmen, weil er bereits über das Vorgebirge der Guten Hoffnung hinaus gen Süden gefahren zu sein wähnte.

Eines Morgens bekam man Land, wirkliches Land in Sicht und die Schiffe, denen es seither merkwürdigerweise gelungen war, einander stets im Auge zu behalten, steuerten nun der Küste zu in

der Hoffnung einen Hafen zu finden. Dies wollte ihnen anfangs nicht glücken, als sie aber noch eine Strecke weiter der Küste entlang fuhren, erreichten sie eine hübsche Bucht, in welcher sie vor Anker gingen. Sie nannten dieselbe die Bucht der heiligen Helena, und Vasco de Gama war nun überzeugt, daß sie nicht mehr weit vom Vorgebirge der Guten Hoffnung sein könnten.

Die Caravellen sollten übrigens die St. Helena-Bucht (zwischen Kap Castle und dem Elephantenflusse) nicht verlassen, ohne noch einige aufregende Abenteuer mit den dunkelhäutigen Eingebornen jenes Landes zu haben. Vasco de Gama war eines Tags mit seinem Astrolabium ans Land gegangen, um die Sonnenhöhe aufzunehmen, und inzwischen war auch ein Teil seiner Mannschaft gelandet, um etwas Wasser für die Schiffe einzunehmen oder nun, wie andere thaten, in der Gegend herumzustreifen und sich umzusehen, ob sie nicht etwas finden könnten.

Während der Oberbefehlshaber noch mit seinen Instrumenten beschäftigt war, kamen einige seiner Matrosen eiligst auf ihn zugelaufen und riefen ihm zu, sie haben soeben beim Ersteigen eines benachbarten kleinen bewaldeten Hügels eine kurze Strecke vor sich zwei nackte Neger bemerkt, welche sich im Gebüsch niedergebeugt hatten, als ob sie irgend etwas suchten.

Vasco de Gama bereitete diese Nachricht große Freude, denn er war nicht allein sehr neugierig zu erfahren, was für ein Menschenschlag diese Gegend von Afrika bewohne, sondern er brannte auch vor Begierde, jemanden zu finden, welcher ihm zu sagen vermöchte, wie weit er noch vom Vorgebirge der Guten Hoffnung entfernt sein könne. Er gab daher seinen Leuten die Weisung, die beiden Neger so behutsam wie möglich zu umzingeln und zu ergreifen und dann vor ihn zu bringen.

Fünf oder sechs Matrosen machten sich sogleich daran, diesen Auftrag zu vollziehen und schlichen sich, hinter Busch und Gestrüppe gedeckt, bis dicht an die Neger heran, welche keinerlei Gefahr ahnten und emsig in ihrer Arbeit fortfuhren, die, wie die Portugiesen nun sahen, im Einsammeln von Honig bestand. Sie fielen nun über die beiden Wilden her, aber es gelang ihnen nur des einen derselben habhaft zu werden, denn der andre war zu flink und lief in großem Schrecken davon.

Die Matrosen kehrten im Triumph mit ihrem Gefangenen, welcher an allen Gliedern zitterte, erschrocken um sich starrte und ebenso von Furcht wie von Erstaunen überwältigt schien, zu Vasco de Gama zurück, und dieser versuchte nun sich ihm durch Zeichen verständlich zu machen, aber der Wilde ließ nur die Augen umherrollen und zeigte in Todesangst und Bestürzung seine weißen Zähne. Man holte nun einen Negerknaben, welcher sich zufällig als Schiffsjunge an Bord eines der Fahrzeuge befand, herbei und Vasco befahl ihm, den Wilden beiseite zu nehmen und den Versuch zu machen, ob er ihn zum Essen bewegen, und zu sehen, ob er etwa mit ihm sprechen könne. Beim Anblick der Speisen beruhigte sich der Wilde sogleich, und als er nun gar des Negerknaben ansichtig wurde, begann er Vertrauen zu gewinnen und mit großer Schnelligkeit eine Menge Zeichen und Bewegungen mit den Händen zu machen und von einem Ohr zum andern dabei zu grinsen. Vasco de Gama ließ ihn in bunte Kleider stecken und beschenkte ihn mit einigen Glöckchen, Glasperlen und einer roten Nachtmütze, welche den Burschen so freuten, daß er vor Entzücken tanzte, und gab ihm dann durch Zeichen zu verstehen, er solle hingehen und noch einige seiner Gefährten holen, welche dann, wie er selbst bei seiner Rückkehr, ebenso Geschenke erhalten sollten.

Der Wilde ſprang ſeelenvergnügt davon und brachte, wie er verſprochen hatte, bald zehn oder zwölf Burſche mit, welche ebenſo wollhaarig und dunkelhäutig, ebenſo klein von Statur und ſo häßlich von Geſicht waren, wie er ſelbſt. Dieſe Wilden, deren breite häßliche Geſichter den Portugieſen als das Unſchönſte erſchienen, was ſie noch je von Menſchen geſehen hatten, waren in weite mantelartige Gewänder von Tierfellen gekleidet, trugen am Leibe nur eine Lendenſchürze und ein ſeltſames Geräte aus Holz und führten ſtatt der Waffen eichene Stöcke, welche im Feuer gehärtet und anſtatt der Lanzenſpitzen mit Hörnern am Ende verſehen waren. Vasco bemerkte zu ſeiner Verwunderung und Beluſtigung, daß ſie beim Sprechen Töne hervorbrachten, welche wie Seufzer und Schnalzen klangen.*)

Die Wilden nahmen gierig die ihnen angebotenen Geſchenke, ſchienen aber nur geringen Wert auf goldne und ſilberne Gegenſtände oder auf Gewürze zu legen; weit beſſer gefielen ihnen die Glöckchen und Schellen, die Spielwaren und Kleinigkeiten, die Blechringe, Spielmarken, Rechenpfennige, Glasperlen u. dergl. Allein ſie waren ſo unwiſſend oder ſo ſchwer von Begriff, daß ſie nur wenig Auskunft auf die an ſie gerichteten Fragen zu geben vermochten, und ſo ſchickte man ſie bald hinweg.

Am andern Tag kehrten die Wilden wieder an die Bai zurück und brachten vierzig oder fünfzig andere Burſche mit, welche ſo geſellig und zuthunlich waren, daß einer von Vasco de Gamas Seeleuten, ein gewiſſer Veloſo, um die Erlaubnis bat, dieſe Wilden nach ihrem Dorfe begleiten zu dürfen, welches, wie ſie durch Zeichen andeuteten, hinter einem Hügel in kurzer Entfernung vom Strande

*) Es waren offenbar Wilde von dem Volksſtamme der Hottentotten, wie aus dieſer Andeutung über ihre Sprachlaute hervorgeht.

liegen ſollte. Dieſer Veloſo nun war ein großmauliger Prahlhans, der ſich alle möglichen hervorragenden Eigenſchaften beimaß und in allen Stücken vorne dran ſein wollte, und ſeinen Kameraden kam es daher ſehr erwünſcht, ſeinen Mut in ſolcher Weiſe auf die Probe geſtellt zu ſehen. Da ihm Vasco die erbetene Erlaubnis erteilte, ſo brach Veloſo mit ſeinen neuen Freunden auf und ſeine Kameraden brachten ihm beim Weggehen noch ein Hurrah.

Vaseo de Gama kehrte an Bord des „San Raphael" zurück, während Coelho am Strande blieb, um die mit dem Fällen von Brennholz beſchäftigten Mannſchaften zu beaufſichtigen. Paulo de Gama aber, welcher nicht müſſig ſein wollte, nahm einige Matroſen in zweien von den Booten mit, verſah ſie mit Fiſchſpeeren und Harpunen und ruderte in die Bucht hinaus, um einige Fiſche zu fangen. Aber dieſer Zeitvertreib hätte Paulo um ein Haar das Leben gekoſtet. Die Harpunen waren mit Stricken an den Bugen der Boote befeſtigt worden, und als die Matroſen einen kleinen Walfiſch harpuniert hatten, tummelte ſich dieſer wild herum und es kam beinahe dazu, daß das Boot, worin Paulo war, umgeſtürzt worden wäre. Zum Glück war das Waſſer ſehr ſeicht und die Harpunenleine lang, ſodaß das Meeresungetüm mit einiger Mühe doch gefangen wurde.

Es war beinahe Sonnenuntergang und die Kapitäne und Matroſen hatten ſich ſchon in die Boote begeben um für die Nacht an Bord der Schiffe zurückzukehren, als man ein lautes Geſchrei von einem der benachbarten Hügel her erſchallen hörte und beim Umblick nach dieſer Richtung den armen Veloſo aus Leibeskräften zum Strande herbeirennen ſah.

Alsbald ward einem der Boote der Befehl gegeben, nach dem Strande zurückzurudern und Veloſo aufzunehmen; allein die Matroſen

gönnten ſo ſehr dem prahlhanſigen Veloſo ſeinen Schrecken und ſeine Angſt, daß ſie nur ſehr langſam ruderten, um ſeine Qual der Ungewißheit zu verlängern. Als das Boot eben an den Strand ſtieß und Veloſo im Begriff war, in dasſelbe zu ſteigen, brach ein Haufe von Wilden aus einem Hinterhalt hervor, worin ſie ſich verſteckt hatten, und einige von ihnen packten Veloſo und verſuchten ihn zurückzuziehen. Hieraus entſpann ſich ein Kampf, worin zwei von den Wilden mit Speeren verwundet wurden. Dies erbitterte die anderen nur noch mehr, welche nun das Boot mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen zu überſchütten begannen, worauf auch die andern Boote zurückruderten und herbeieilten, um ſich an dem Gefecht zu beteiligen, und mehrere Portugieſen ans Land ſprangen. Auch Vasco de Gama war in ſeinem Boote herbeigerudert, um die Wilden für ihre Tücke und Treuloſigkeit zu beſtrafen und ſtand grade aufrecht in ſeinem Boot, um ſeinen Leuten Befehle zu geben, als er von einem Pfeil ins Bein getroffen wurde. Trotzdem blieb der Oberbefehlshaber aber im Gefecht und hieß einige ſeiner Armbruſtſchützen auf die Wilden ſchießen, was ſie mit guter Wirkung thaten. Der Angriff derſelben ward abgeſchlagen, die Verwundeten unter ihnen rannten heulend nach ihren Hügeln zurück, und die Seeleute ruderten gemächlich heimwärts zu den Schiffen. Als Veloſo wieder ſicher an Bord war, wußte er freilich eine ſpannende Geſchichte von ſeinen Abenteuern mit den Wilden zu erzählen und behauptete, ſie haben nur die Abſicht gehabt, ihn als Lockvogel zu benutzen, damit er auch andere an den Strand locke, welche dann umgebracht worden wären. Er berichtete ferner, jene Wilden äßen die Wurzeln von wildwachſenden Pflanzen, Möven, Walfiſche, Seehunde, Gazellen u. ſ. w., und hätten Hunde, welche denen in Portugal ziemlich ähnlich ſeien.

Es ſtellte ſich aber nun heraus, daß die Feindſeligkeit der Eingebornen nur von einem Mißverſtändnis des Veloſo ſelbſt herrührte.

Bei ſeiner Ankunft in dem Dorfe der Wilden hatten dieſe geglaubt, ihm eine beſondere Ehre zu erweiſen, indem ſie ein großes Seekalb kochten, welches ſie ihm in einer ihrer Hütten vorſetzten. Der Geruch und das Ausſehen dieſes Gerichts widerte ihn aber ſo ſehr an, daß er plötzlich aufſprang und dem Strande zulief. Die Eingebornen in der freundlichſten Stimmung gingen mit ihm, allein unterwegs überkam ihn die Furcht, und als er nun gar in Sicht der Schiffe kam und die Boote vom Strande ſtoßen ſah, ſchrie er dieſen in ſolch aberwitziger Weiſe und unter ſolch heftigen Geberden zu, daß er damit den Wilden ganz bange machte und dieſe ſich ins Dickicht flüchteten. Sie mißverſtanden ſein Schreien und glaubten, er wolle damit ſeine Gefährten herbeirufen und zum Angriff auf ſie auffordern, und deshalb überfielen ſie ihn, als er ins Boot ſteigen wollte.

Vasco de Gama gab nun die Hoffnung auf, von dieſen Wilden irgend eine Auskunft über das Vorgebirge der Guten Hoffnung zu erhalten; er verweilte daher nur noch einige Tage länger in der St. Helena-Bay, bis ſeine Schiffe genügende Vorräte von Waſſer und Brennholz hatten einnehmen können. Alsdann ging er wieder unter Segel und erklärte ſeinen Leuten zuverſichtlich, ſie ſeien nicht mehr weit von dem geſuchten Kap entfernt. In dieſer Überzeugung, welche ihm gekommen war, ohne daß er von den Eingebornen in der St. Helena-Bucht irgend etwas darüber erfahren hatte, täuſchte ſich der Oberbefehlshaber denn auch nicht — das Vorgebirge der Guten Hoffnung war in der That nicht mehr fern, aber das kleine Geſchwader hatte noch manche Gefahr und manches ſchwere Ungemach zu beſtehen, ehe es dasſelbe umfahren konnte. Die Schiffe

waren nämlich kaum aus den ruhigen Gewäſſern der genannten Bucht ausgelaufen, ſo wurden ſie von ſtürmiſchem Wetter und widrigen Winden heimgeſucht. Die kühnen Seefahrer ſollten nun die ganze Wucht jener Stürme des antarktiſchen Meeres kennen lernen, um deren willen ſchon Bartolomeu Diaz jenes Vorgebirge das Kap der Stürme genannt hatte. Die Wogen ſtiegen zu einer erſtaunlichen Höhe und warfen die vier Schiffe umher, als ob dieſelben nur zerbrechliches Spielzeug oder ſchwache Nußſchalen wären; das eine Mal ſchwebten ſie hoch auf den Schaumkämmen der Wogen und gleichſam in den Wolken, das andere Mal ſanken ſie wieder ſo tief in den Trog der See, daß die Matroſen jeden Augenblick befürchten mußten, von den wütenden Gewäſſern, welche ſie auf allen Seiten hoch über ſich und um ſich her toſen ſahen, auf immer in die Tiefe verſenkt zu werden. Der furchtbar heftige Wind wehte unaufhörlich und eiſig vom Südpol herauf; die Schiffer und Lootſen vermochten nicht laut genug zu ſchreien, um den Matroſen ihre Befehle verſtändlich zu machen, ſo betäubend war der Lärm der Elemente und ſo furchtbar das Toben und Sauſen des Windes, und das Takelwerk war mit Eis überzogen und ſo ſtarr, daß man es kaum bewegen konnte. Die portugieſiſchen Seeleute, an eine ſolche Kälte und Stürme nicht gewöhnt und auch nicht mit paſſender Kleidung für ein derartiges Klima verſehen, hatten entſetzlich viel zu leiden und es war daher nicht zu verwundern, daß Groll und Murren und Unzufriedenheit unter ihnen einriß.

Nach kurzen Perioden von Tageslicht folgte lange düſtere Finſternis, welche alles einhüllte; wenn der heftige Wind nachließ, ſo legten ſich dichte Nebel über den Ozean und ließen die Steuernden nicht einmal die Richtung erkennen, welche ſie einſchlugen. Die Maſten und Wanten wurden geſtürzt und durch den Wind gebrochen,

die Schiffe gehorchten dem Steuer nicht mehr, waren nicht mehr zu lenken und trieben vollständig willenlos vor Wind und Wogen. Vasco de Gamas Mut, Ausdauer und heldenhafte Kühnheit wurden nun auf die Probe gestellt, denn er bemerkte den steigenden Unmut seiner Seeleute. Als der Sturm eine Weile nachließ, drängten seine erschöpften und ermüdeten Matrosen sich um ihn und baten ihn inständig, sein Vorhaben aufzugeben und den Bug der Schiffe wieder der Heimat zuzukehren. Sie beschworen ihn doch zu bedenken, daß dies jene immerwährenden Stürme seien, welche von je her die Schiffe verhindert haben, das Kap zu umschiffen, und sprachen ihre Befürchtung aus, daß wenn man nicht umkehre, sie alle hier ihr Wassergrab finden würden. Sie sprachen ihre Ansicht dahin aus, das Land, welches man ihn Sicht bekomme, so oft man laviere, um das Vorgebirge zu umsegeln, habe gar kein Ende, sondern erstrecke sich tief hinauf bis in das Südpolarmeer u. dergl. m. Kurz, immer und immer wieder bestürmten sie ihren hartnäckigen Oberbefehlshaber, als ob es ihr eigenes Leben gälte.

Vasco de Gama ließ sich jedoch nicht erweichen. Anfangs erteilte er seinen Leuten nur sanfte Vorwürfe: „Warum wollt ihr denn schon den Kopf verlieren, meine guten Jungen?" rief er ihnen zu. „Ich versichere euch, das Vorgebirge ist in der Nähe. Verzweifelt doch nicht sogleich, denn wenn wir mit Lavieren fortfahren, werden wir es gewiß umsegeln!" — Zugleich gab er ihnen ein gutes Beispiel dadurch, daß er freiwillig und heitern Muts ihre Gefahren und Strapazen teilte. Sobald des Hochbootmanns Pfeife ertönte, erschien auch Vasco de Gama mit den andern auf Deck und teilte ihre Arbeiten. Er schien sich gar nie eine Ruhe zu gönnen, sondern war allerwärts gegenwärtig, blieb oft Tag und Nacht am Steuer, erteilte von dort aus der Mannschaft seine Befehle und wachte dar-

über, daß jede erforderliche Arbeit pünktlich gethan wurde. Dabei teilte er die Koſt und Verpflegung ſeiner Leute, aß nichts Beſſeres als der gemeinſte ſeiner Matroſen und nahm oft des Piloten Stelle ein, wenn dieſer durch den harten Dienſt erſchöpft war.

Endlich aber verlor er die Geduld und ward der ewigen Bitten und Beſtürmungen ſeiner Leute überdrüſſig; er ließ ſie daher alle auf dem Verdeck antreten und erklärte ihnen mit Ernſt und Feſtigkeit, er werde unbedingt ſolange in den Ozean hinausfahren, bis entweder das Vorgebirge umſchifft ſei oder die Schiffe untergingen.

## Viertes Kapitel.

# An der Oſtküſte von Afrika.

Die Schiffe hatten bisher beim Lavieren ſo viele Schläge windwärts gemacht, als der Sturm geſtatten wollte, allein ſo oft ſie wieder nach dem Lande hin umwandten, mußten ſie zu ihrer großen Entmutigung die lange, zerriſſene und unregelmäßige Küſte im Oſten wieder erſcheinen ſehen. Darum entſchloß Vasco de Gama ſich ſchließlich, einmal beim Lavieren einen recht langen Schlag zu machen uud auf demſelben zu beharren, bis er gewiß war, daß er das Land umfahren konnte. Der Sturm legte ſich nun allmählich oder ließ wenigſtens zeitweiſe in ſeiner Wut nach. Die Caravellen vermochten nun etwas leichter ihren Weg zurückzulegen, und nach einigen Tagen befahl Vasco de Gama den Matroſen, den Bug wieder dem Lande zuzuwenden. Während man nun langſam ſüdoſtwärts ſteuerte, ſchickten die Leute auf allen vier Schiffen Stoßgebete gen Himmel, und Kapitän und Mannſchaften ſchienen mehr Mut zu faſſen. Die Schiffe hatten weniger hart gegen die Wogen zu arbeiten; die See ward ruhiger, und die vier kleinen Schiffe hielten ſich feſt auf ihrem Kurſe fort, blieben Tag und Nacht ſo nahe wie möglich bei einander und gaben nachts ſich gegenſeitig in gemeſſenen Zwiſchenräumen Signale mit farbigen Lichtern, um nicht von einander getrennt zu werden.

Diesmal erschien zwar kein Land und Vasco de Gama gab daher den Schiffern den Befehl, weiter auseinander und freier hinaus zu segeln, um womöglich Land zu erspähen; allein eines Morgens beim Erwachen bemerkten die Seefahrer, daß sie auf einem ruhigen Meere dahintrieben und ein frischer günstiger Wind ihnen vorwärts half. Es war am 20. November, ein freundlicher angenehmer Morgen, ganz verschieden von den vielen trüben, unheimlichen und armseligen Tagen, welche sie in der jüngsten Zeit verbracht hatten, und obwohl sie kein Land bemerkt hatten, wußte Vasco de Gama dennoch, daß er in der vergangenen Nacht das ersehnte Vorgebirge umschifft habe. Es wurde nun den andern Schiffen bedeutet, näher an den „San Raphael" heranzukommen, und die freudige Kunde denselben von Deck zu Deck zugerufen.

Kapitän und Mannschaft ergingen sich in den aufrichtigsten und emsigsten Freudenbezeugungen. Einige erkletterten die Masten und winkten sich mit den Mützen von Schiff zu Schiff zu; andere griffen zu den Trompeten und Zinken (Posaunen) und gaben ihre Freude in schmetternden Fanfaren Ausdruck, welche sie über das heitere, spiegelglatte, sonnenblinkende Meer hinsandten; wieder andre konnten ihr Vergnügen nur durch das Abfeuern von Kanonen bethätigen, und noch andere stürzten sich gegenseitig wild in die Arme und tanzten auf dem Verdeck herum. Alle Gefahren und Drangsale der Vergangenheit waren im Nu vergessen und als Vasco de Gama, mit einem von Triumph und Freude glühenden Gesicht, unter seinen Leuten auf dem Verdeck auf- und abging, warfen sich die Matrosen vor ihm auf die Kniee, baten ihn um Verzeihung, küßten den Saum seines Gewandes und überhäuften ihn mit Glückes- und Segenswünschen. Sie ahnten nicht im Entferntesten, daß sie binnen kurzem sich wieder von der wildesten Verzweiflung würden erfassen

und hinreißen laſſen, einen mörderiſchen Anſchlag gegen das Leben ihres tapfern Anführers zu machen.

Plötzlich folgte jedoch eine feierliche Stille auf den Lärm an Bord, auf das fröhliche Singen und Jubeln, das Schmettern der Trompeten und den Donner der Freudenſalven, denn nun erſchienen die Prieſter in Meßgewändern mit Kruzifix und Weihrauchpfanne und eine Hymne ſingend auf Deck. Wie mit einem Schlag ſanken die Seeleute auf die Kniee, nahmen die Mützen ab, beugten die Häupter tief und hörten andächtig zu, wie inmitten der allgemeinen Stille die feierlichen Stimmen der Geiſtlichen höher ſchwollen, das „Salve“ wiederholten und im Namen aller dem Allmächtigen Dank abſtatteten, von welchem alle Herzen bis zum Überfließen erfüllt waren.

Das kleine Geſchwader ſetzte jetzt heiter ſeine Fahrt fort, und als man eines Morgens in der Ferne einiger hohen Berggipfel anſichtig wurde, bemerkte Vasco de Gama mit Vergnügen, daß das Land nicht länger mehr oſtwärts, ſondern nordwärts vor ihm lag. In blauer Ferne beſäumten unregelmäßige zackige Höhenzüge den Horizont, und da und dort ſah man zerklüftete Vorgebirge kühn in die See hinausragen.

Vasco ließ ſeine Schiffe der Küſte zuſteuern und fuhr auch die Nacht hindurch gemächlich dieſelbe entlang. Bei Tagsanbruch gewahrte er lange Strecken von hübſchem ſandigem Strand, mit ſteilen Klippen dazwiſchen, im Sonnenſchein herüber glänzen und kleine Buchten und Naturhäfen, Flüßchen und ſogar Flüße von bedeutendem Umfang in Zwiſchenräumen erſcheinen. Die Matroſen vertrieben ſich die Zeit mit dem Harpunieren von Fiſchen, welche ſie kochten; allein als ſich ergab, daß diejenigen, welche von ſolchen Fiſchen ge-

geſſen hatten, erkrankten, verlor dieſer Zeitvertreib ſeine Anziehungskraft.

Nachdem man mehrere Tage hindurch bei balſamiſcher Luft und günſtigem Wetter unter ſonnenheiterem Himmel der Küſte entlang gefahren war, gelangte man an die Mündung eines großen Fluſſes. Vasco de Gama gab den Befehl ein Boot auszuſetzen und die Küſte zu rekognoszieren. Nirgends waren Eingeborene oder Spuren von menſchlichen Niederlaſſungen zu ſehen. Nachdem man die Mündung des Fluſſes durch Peilungen unterſucht und das Waſſer zwölf Faden (30 m) tief befunden hatte, liefen die Schiffe in dieſelbe ein und warfen Anker.

Zum erſten Mal ſeit ſie den Ankergrund in der St. Helena-Bucht verlaſſen hatten, begab ſich Vasco de Gama an Bord des Schiffes ſeines Bruders Paulo, wo Nicolau Coelho, der dritte Kapitän, ebenfalls bald zu ihnen ſtieß. Die drei Schiffsführer umarmten ſich inbrünſtig, ſetzten ſich dann an eine wohlbeſetzte Tafel nieder, welche Paulo hatte vorbereiten laſſen, beſprachen in anregendem Geplauder die beſtandenen Strapazen und Gefahren und gaben ſich der lebhafteſten Freude darüber hin, daß ſie wohlbehalten auf der andern Seite Afrikas angekommen waren.

Mittlerweile hatten die Portugieſen an den Ufern des Fluſſes gelandet, ſich in kleine Gruppen geteilt und in der Gegend zerſtreut, um das Land zu durchwandern und zu ſehen, was ſie hier entdecken könnten. Es war für ſie eine wahre Erquickung und Erfriſchung, ſich wieder auf feſtem Boden zu ſehen, nachdem ſie ſo viele Wochen lang auf ſchwanken Brettern alle jene Mühſale ihrer Fahrt beſtanden hatten! Welch eine Erholung und ein Vergnügen für ſie, wieder das grüne Gras und die blühenden Sträucher und Gebüſche zu ſehen! welch eine Luſt ſich wieder an dem friſchen klaren Waſſer

des Fluſſes zu laben und nach dem eintönigen Leben zur See und der dürftigen Koſt, welche ihnen ſeither gereicht worden war, wieder eine heitere Landſchaft zu erblicken und Ausſicht auf friſches Fleiſch und beſſere Nahrung zu haben!

Die ausgeſandten Streifwachen fanden jedoch nichts Merkwürdiges noch irgend eine Spur von menſchlichen Bewohnern. Die Küſte ſchien menſchenleer, unbewohnt und öde zu ſein, und nachdem man friſches Waſſer und Brennholz eingenommen hatte, gingen die vier Schiffe wieder unter Segel.

Noch immer an der Küſte hinfahrend, kam man nach einigen Tagen zu einer andern größern Bucht, welcher Vasco de Gama den Namen „San Blas" beilegte. Sie ſchien zum Einlaufen einzuladen, da ſie einen wohlgeſchützten Ankergrund darbot und anſcheinend unbewohnt war. Auf den Felſen und Klippen, welche die Bucht überſchauten, ſah man Tauſende von Robben mit langen weißen Zähnen und von drohendem Anblick, hingelagert, um ihren glatten Pelz in der Sonne zu wärmen.

Vasco de Gama hielt dieſe Bai ganz zu einem Raſtorte geeignet und die Schiffe gingen daher in derſelben vor Anker. Das mitgebrachte Laſtſchiff ward hier vollends geleert, ſeine Proviantvorräte unter die andern Schiffe verteilt, das Laſtſchiff abgetakelt und endlich verbrannt.

Die Seefahrer waren noch nicht lange am Lande geweſen, ſo kehrten ſie aufgeregt und mit wunderſamen Nachrichten über die Tiere, welche ſie getroffen hatten, zu den Caravellen zurück, denn nach ihrer Behauptung hatten ſie rieſige Elefanten und ſehr fette Ochſen ohne Hörner umherwandern ſehen; auch hatten ſie auf den Felſen und Klippen der Küſte viele große Vögel bemerkt, welche keine Federn in ihren Schwingen zu haben ſchienen und einen wider-

wärtigen Schrei, gleich denjenigen eines Esels ausstießen. Jene vermeintlichen Ochsen ohne Hörner aber waren Flußpferde und die flügellosen Vögel Penguine.

Bald machte man auch die Entdeckung, daß das umgebende Land bewohnt sei. Man erblickte in der Ferne eine Anzahl beinahe schwarzer Burschen, welche auf feisten Ochsen ritten; und nachdem die Schiffe etliche Tage in der Bucht vor Anker gelegen hatten, erschienen ganze Banden von schwarzen Eingebornen, welche in großer Aufregung auf den Felsen herumhüpften, auf die fremden Fahrzeuge deuteten, dergleichen sie niemals zuvor gesehen hatten, und wild gegen einander gestikulierten.

So begierig Vasco de Gama auch war mit den Eingebornen zu verkehren und womöglich zu erfahren, wo er denn eigentlich war, so hatte er doch nachgerade gelernt, vorsichtig zu sein, und wollte sich nicht wieder in derselben Falle fangen lassen, worein er in der St. Helena-Bai gefallen war. Er ließ daher seine Mannschaften wohlbewaffnet ans Land gehen, und eine größere Abteilung derselben mußte sogar beim Landen einige Kanonen für den etwaigen Notfall mitnehmen, weil er immer einen Überfall befürchtete. Die Wilden wurden auch bald so kühn, daß sie an den Strand herunterkamen und sich ganz in die Nähe der Schiffe wagten. Vasco nahm die Gelegenheit wahr, ihnen einige Glöckchen und Schellen zuzuwerfen, welche die Wilden auffingen und mit der wildesten Freude ertönen ließen, wobei sie am Strande herumtanzten und sprangen und einen gewaltigen Lärm machten. Jetzt wurden auch die anderen kühn und kamen so nahe, daß sie die Glöckchen aus Vascos Hand nahmen, worauf sie ihm zugrinsten und dann vor Vergnügen am Lande herumtanzten. Es verursachte ihm eine freudige Überraschung, diese Wilden so vertrauensvoll und zuthunlich zu finden, und als er sich

durch ſeine Leute einige Mützen von rotem Wollſtoff hatte bringen laſſen, war keine Mühe und Gefahr mehr dabei, daß er ſich unter die Eingebornen hineinwagte und die Mützen gegen die elfenbeinernen Armbänder vertauſchte, welche die Wilden an ihren Handgelenken trugen.

Am folgenden Morgen wimmelte der Strand förmlich von beinahe nackten ſchwarzen Männern, Weibern und Kindern, welche ſchreiend und geſtikulierend hin und her liefen und ſich mit weit aufgeriſſenen Augen um die Schiffe ſammelten. Vasco und die anderen Kapitäne und ein Teil der Mannſchaft gingen ans Land miſchten ſich ohne Furcht unter die ſchwarzen Beſucher und wurden von denſelben, zu ihrer Überraſchung, mit einem am Feuer geröſteten Ochſen und Schaf bewirtet, welche die Eingebornen mitgebracht hatten und nun am Strande nach ihrer eigenen barbariſchen Weiſe brieten.

Als die Portugieſen durch Zeichen eingeladen wurden, an dieſen willkommenen Gerichten teilzunehmen, ließen ſie ſich nicht lange bitten, ſondern griffen friſch zu und ſchmauſten den ganzen Tag nach Herzensluſt. Die Wilden belebten das Feſt nach ihrer Art mit Muſik, indem ſie auf Rohrflöten blieſen und Lieder in einer ſeltſamen kreiſchenden Weiſe ſangen, welche den Portugieſen ein herzliches Gelächter abnötigten. Dieſe erwiderten die Komplimente, indem ſie auf ihren Trompeten luſtige Fanfaren ertönen ließen, welche die Eingeborenen anſcheinend mit Erſtaunen erfüllten.

Vasco de Gama ergriff die Gelegenheit, um einige von den Ochſen und Schafen auf dem Tauſchwege zu kaufen. Während er aber noch daſtand und um dieſelben feilſchte, kamen etliche von ſeinen Leuten zu ihm hergerannt und berichteten ihm, ſie haben ſoeben einige junge Neger auf verdächtige Weiſe in den Gebüſchen verſteckt

geſehen. Er befahl ſeinen Leuten, ſich ſogleich in die Nähe der Schiffe zurückzuziehen, und als die Eingeborenen dies ſahen, ſcharten ſie ſich raſch und drohend auf einen dichten Haufen zuſammen und ſchienen entſchloſſen, die Fremdlinge anzugreifen. Vasco wollte ihnen aber kein Unrecht thun noch Schaden zufügen und gab ſeinen Leuten ein Signal, an Bord zu gehen, und als dies geſchehen und ſeine Leute ſämtlich in Sicherheit waren, ließ er zwei Kanonen über die Köpfe der Wilden hin abfeuern. Der Blitz und Donnerknall dieſer Schüſſe überwältigte die Wilden ſo ſehr durch Erſtaunen und Schrecken, daß ſie ihre Waffen auf den Strand warfen und ſich ſo raſch in die Büſche flüchteten, als ihre nackten Füße ſie nur zu tragen vermochten.

Bevor er die Bucht San Blas verließ, richtete Vasco noch einen Pfahl mit dem portugieſiſchen Wappen am Strande auf, zum Zeichen, daß er im Namen des Königs Manuel Beſitz von dieſem Lande ergriffen habe; allein kaum war er unter Segel gegangen, ſo hatte er die Demütigung, zu ſehen, daß die Neger kamen, das Wappen herunter- und den Pfahl niederriſſen und beide herausfordernd ins Meer warfen.

## Fünftes Kapitel.

# Gefahren durch See und Menschen.

Nicht immer war jedoch die Reise von Wind und Wetter so sehr begünstigt und der angenehmen Rast in irgend einer schmucken ruhigen Bucht folgten dann stürmische Tage und Nächte und Gefahren von seiten wilder Stämme, und noch manche Seemeile mußte zurückgelegt werden, bevor der unerschrockene Vasco de Gama sein Ziel erreichen sollte.

Größere Seereisen, welche auf Erforschung fremder Ozeane und Entdeckung fremder Länder abzielen, sind selbst heute noch eine sehr ernste Sache, obwohl unsere dermaligen Reisenden mit allen Hilfsmitteln der Kunst und der Wissenschaft, mit Land- und Seekarten, Instrumenten u. s. w. reich versehen sind und eine Menge gemeinnütziger Bücher und Beschreibungen zu ihrer Verfügung haben. Um wie unendlich schwieriger und reicher an Heimsuchungen, Strapazen, Geduldsproben aller Art, an wirklichen und eingebildeten Gefahren war eine Entdeckungsreise zu jener Zeit, wo es erst wenige und unvollkommene Instrumente und Landkarten gab für den Seemann, wo den größten Teil des Erdglobus ein ungeheurer weißer Raum als unbekannter Weltteil einnahm, — wo es galt, diesen leeren Raum durch Entdeckungen auszufüllen, und wo selbst das endliche

Ziel, welches den Reisenden vorschwebte, nicht ein bekanntes und klar bewußtes, sondern nur ein sagenhaftes oder undeutlich vermutetes oder geahntes war!

Dadurch vermehrten sich die Ängsten und Gefahren einer solchen Reise, und dazu kamen zu den von außen her andringenden Gefahren noch andere, nähere, welche man eigentlich innere nennen könnte, denn sie hingen mit der baulichen Beschaffenheit der Schiffe und dem Betragen der Bemannung zusammen. Diese Gefahren waren nicht klein, mehrten sich sogar im Verlaufe der Zeit noch, und es gehörte die ganze ernste Gesinnung, feste Beharrlichkeit und der unbeugsame Mut Vasco de Gamas dazu, dieselben neben den oben erwähnten zu überwinden. Vascos mannhaftes Herz bebte vor keiner Drohung der Menschen oder der Elemente zurück; er blickte so heiter in die Zukunft, als freue er sich über die Schwierigkeiten, welche er bereits überwunden hatte.

Just um diese Zeit trug sich eine Begebenheit zu, welche Vascos Mut und Geistesgegenwart auf eine schwere Probe stellten. Nachdem nämlich die Caravellen noch in mehreren andern Buchten eingelaufen waren und dort weder eine Bereicherung und Befriedigung ihrer Neugier und Wißbegier noch eine Veranlassung zum Landen gefunden hatten, stachen die drei Fahrzeuge wieder in die hohe See. Bei Tage liefen sie, so lange es irgend der Wind erlaubte, unter vollen Segeln, bei Nacht aber versuchten sie langsamer und vorsichtiger vorwärts zu kommen. Häufig wurden sie von Windstillen überrascht und mußten ruhig liegen bleiben, bis wieder ein Wind aufsprang; und je weiter sie sich vom afrikanischen Festlande entfernten, desto mehr mußten sie inne werden, daß sie keineswegs die Region der Stürme verlassen, nachdem sie das Vorgebirge der guten Hoffnung umfahren hatten.

Es war nun Winter nach dem europäiſchen Kalender. Die Seefahrer waren noch weit von ihrem Reiſeziele entfernt, allein wie weit, das wußten ſie ſelbſt nicht und die Stürme, von denen ſie nun befallen wurden, gaben in nichts denjenigen nach, welche zur Winterszeit die Küſten des nordiſchen Europa umtoſen.

Eines Morgens entlud ſich ein furchtbarer Gewitterſturm beinah ohne Warnung über den Häuptern unſerer Seefahrer. Vasco de Gama bezog ſogleich ſeinen Poſten auf Deck, muſterte mit ſeinem ſcharfen Blick den Himmel und erteilte raſch und klar ſeine Befehle. „Befeſtigt die Maſten mit Tauen, ihr Leute!“ rief er; „ziehet die Wanten über die Raaen!“ Dann wurden die Top- und Unterſegel eingebunden und alle Segel, mit Ausnahme der Fockſegel, eingezogen, und mit dieſen verſuchte Vasco den Sturm zu beſtehen. Die Mannſchaft beeilte ſich, die Befehle ihres Kapitäns zu vollziehen, allein wie hart und ſchnell ſie auch arbeiteten, der Sturm ward immer heftiger und unwiderſtehlicher, bis endlich der Pilot mit der Mütze in der Hand demütig zu Vasco herantrat, um ihm ſchüchtern ſeine Vorſtellungen zu machen.

„Ich fürchte, unſere Fahrzeuge ſind nicht ſtark genug, um dieſem Sturme zu trotzen, Kapitän,“ ſprach er. „Laßt uns landwärts ſteuern, die Küſte entlang fahren und irgend einen ſichern Hafen aufſuchen, bis der Sturm vorüber iſt!“

„Mit nichten!“ rief Vasco. „Kehrt auf euren Poſten zurück, Pilot, und thut eure Schuldigkeit! Als ich aus dem Hafen von Liſſabon auslief, hab ich mir gelobt, niemals eine Spanne breit zurückzuweichen. Wer ſich noch einmal erkühnt, mir eine Umkehr vorzuſchlagen, den laſſe ich in die See werfen als Futter für die Haifiſche!“

Die Mannſchaft ſchaute entſetzt zu ihrem Anführer auf, aber

ſeine Züge waren ſo ernſt und eiſenfeſt, daß keine Spur von Nachgiebigkeit darin zu leſen war.

Der Sturm hatte ſich mittlerweile geſteigert; der Wind kam launenhaft und in furchtbaren Stößen aus allen Richtungen der Windroſe; die Wogen türmten ſich bergehoch auf und überſtrömten im Niederfallen die Verdecke mit gewaltigen Sturzſeen, deren Wucht nichts zu widerſtehen vermochte. Dann ließ der Wind plötzlich nach, ſo daß die Schiffe hülflos auf dem toſenden Meere lagen und ſo entſetzlich ſchlingerten, daß ſie an beiden Seiten Waſſer zogen. Die Leute auf Deck waren genötigt, ſich an die Maſten und das Takelwerk feſtzubinden, damit ſie nicht über Bord geſpült wurden. Es wurde beinahe unmöglich, an den Pumpen zu arbeiten, und die Schiffe krachten ſo laut, daß es den Anſchein gewann, als wollten ſie jeden Augenblick in Stücke gehen. Die Matroſen drangen nun noch flehentlicher in Vasco, er ſolle umkehren, allein er ſchlug es rundweg ab.

„Ich habe ſchon erklärt, daß ich nichts von Umkehr wiſſen will!" rief er. „Und ſähe ich auch hundertfachen Tod vor Augen, ſo würde ich doch ſtracks weiterfahren. Wir werden entweder Indien erreichen oder untergehen. — Seid Männer!" ſetzte er dann in milderem Überredungstone hinzu, „denkt doch an die Ehren und Belohnungen, womit uns die Gnade unſers guten Königs überhäufen wird, wenn wir mit der Kunde heimkehren, daß wir unſere Aufgabe erfüllt haben! Kommt, meine Jungen! zeigt euch als echte Seeleute! rafft euren Mut zuſammen und ſetzt euer Vertrauen auf den allmächtigen Gott!"

Nun hatte der König, als das kleine Geſchwader aus Liſſabon auslief, die Beſtimmung getroffen, daß fünf oder ſechs Männer, welche um verſchiedener Verbrechen willen zum Tode verurteilt worden

waren, unter der Bedingung freigegeben würden, daß ſie die Fahrt mitmachen ſollten; und der Zweck dieſer Maßregel war der geweſen, daß Vasco de Gama ſich dieſer Männer bedienen ſollte, wenn es galt, gefährliche Orte zu erforſchen oder beſondere Wagniſſe zu beſtehen, anſtatt das Leben der anderen ehrlichen Seeleute für ſolche Aufgaben aufs Spiel zu ſetzen; denn man betrachtete das Leben jener Verbrecher als ein wertloſes und verwirktes, ſo daß es wenig bedeutete, wenn dieſelben von Wilden erſchlagen oder ſonſt irgendwie hingeopfert wurden. Jene Männer nun kannten ihr Schickſal und hatten ſich nur gezwungen darein ergeben; und als ſie nun ſahen, wie die Matroſen inmitten des Sturmes an ihrem Davonkommen verzweifelten und wie Vasco de Gama an ſeinem Entſchluſſe, ſtracks weiter zu fahren, unerſchütterlich feſthielt, erachteten ſie dieſe Gelegenheit für günſtig, um Unheil anzuſtiften. Sie hatten ſich daher im Bug des „San Raphael" zuſammengethan und untereinander beraten, riefen jetzt auch andere von den Matroſen zu ſich heran und machten ihnen Vorſchläge, eine Meuterei anzuzetteln.

Sobald daher eine Pauſe in dem Unwetter eingetreten war und den drei Caravellen erlaubt hatte, ſich auf Rufweite einander zu nähern, begannen die Widerſpenſtigen am Bord des „San Raphael" ihren Gefährten auf den beiden anderen Caravellen zuzurufen und ſie zum Widerſtand gegen die Befehle ihrer Vorgeſetzten aufzuhetzen.

Vasco de Gama rief nunmehr ſeinem Bruder Paulo und dem Nicolau Coelho die Erklärung zu, daß er unter keinen Umſtänden ſich der Küſte nähern werde, und forderte ſie auf, beharrlich den genommenen Kurs einzuhalten. Daraufhin erfrechten ſich einige Matroſen an Bord des „San Miguel" laut und drohend zu erklären: ſie wollten ſehen, wer zuletzt Meiſter werde, denn ſie ſeien

ihrer viele, der Kapitän aber ein einzelner Mann. Dies verriet deutlich genug ihre Absicht und Neigung zu einer Meuterei.

Zum Glück sprang plötzlich ein frischer Wind auf und zwang die Schiffe, sich wieder fern von einander zu halten, und bald brachte der Wind wieder Gewitter und Sturm. Der Donner grollte, die Blitze zuckten und mit der einbrechenden Nacht legte sich dichte Finsternis über den Ozean. Die Schiffe mußten nun Laternen aushängen, um einander nicht zu verlieren, denn Vasco de Gama fürchtete, falls die Schiffe sich von einander trennen würden, könnten die Matrosen sich mit Gewalt in den Besitz der Caravellen setzen und nach Portugal umkehren.

Ein derartiger Anschlag war denn auch in der That auf allen Schiffen im Werke, und an der Spitze des Komplots standen die Verbrecher, welche man gezwungen hatte, die Reise mitzumachen. Ihr Vorhaben wäre auch wahrscheinlich gelungen, wenn nicht einer der Rädelsführer an Bord des „San Miguel" die Unvorsichtigkeit begangen hätte, seinen Bruder, einen jungen Burschen, welcher Nicolau Coelhos persönlicher Diener war, in den Plan der Verschwörung einzuweihen.

Der junge Bursche war seinem Herrn mit großer Anhänglichkeit zugethan. Er versprach seinem Bruder die Geheimhaltung des Anschlags und verhehlte demselben die Absicht, welche er dabei hatte, benützte aber die erste Gelegenheit, wo er Coelho allein sah, um diesen von der Gefahr, welche dem ganzen Geschwader drohte, in Kenntnis zu setzen. Coelho war ein besonnener kühner Mann und gelobte sich, eher zu sterben, als sich von den Meuterern ergreifen oder sich den Oberbefehl über das Schiff entwinden zu lassen. Er bewaffnete sich daher bis an die Zähne, belauschte und beobachtete das Treiben seiner Leute Tag und Nacht und beauftragte seinen

treuen Diener, die Rädelsführer niemals aus den Augen zu laſſen, ſondern vielmehr deren Vertrauen dadurch, daß er auf ihre Pläne eingehe, zu gewinnen zu ſuchen und alle ihre Abſichten zu ermitteln.

Der Junge teilte ihm nun bald die Nachricht mit, die Matroſen beabſichtigten nur abzuwarten, bis ſie mit den Bemannungen der beiden anderen Schiffe gemeinſam handeln könnten, um dann die Fahne der Meuterei zu erheben. Coelho verhehlte unterdeſſen ſorgſam ſein Wiſſen um dieſe Vorgänge, ließ keinerlei Furcht merken und behandelte ſeine Leute freundlich, ſann aber auf irgend ein Mittel, wie er Vasco de Gama von der im Werden befindlichen Verſchwörung benachrichtigen könne, ohne die Verſchwörer ſelbſt zu allarmieren.

Einige Tage ſpäter tobte ein neuer Sturm, und während desſelben verlangten Coelhos Matroſen von dieſem beinahe gebieteriſch, er ſolle Vasco ſeinem Schickſal überlaſſen und ſich auf den Heimweg machen. Coelho ſtellte ſich an, als komme ihm dieſer Vorſchlag ſelber nicht unwillkommen und als hielte ihn nur eine freundſchaftliche Rückſicht auf die Gebrüder Gama zurück, ſogleich zum äußerſten zu ſchreiten.

„Wir wollen es noch einmal mit einer gütlichen Vorſtellung bei dem Cabo verſuchen," erwiderte er; „ich gebe euch mein Wort, daß ich, ſobald als ich nur mit dem Kapitän ſprechen kann, ihm die Bitte ſtellen werde, umzukehren und uns wohlbehalten wieder nach Hauſe zu bringen, und ihr werdet darin mit mir einverſtanden ſein. Die Bemannungen auf den andern Schiffen werden ja meinen Vorſchlag unterſtützen."

Die Meuterer gingen auf dieſen Vorſchlag ein, und als der Sturm an Heftigkeit nachließ und die See ſo ruhig wurde, daß die Schiffe ſich einander wieder mehr nähern konnten, wartete

Coelho nur den Augenblick ab, wo er ſich durch das Sprachrohr dem Oberbefehlshaber mitteilen konnte, und rief Vasco de Gama zu: „Ich bitte Euch, Kapitän, laßt uns beidrehen und die Rückreiſe nach Portugal antreten. Meine Leute verlangen von mir mit Thränen in den Augen, ich ſolle umkehren; und wenn wir ihnen nicht nachgeben, werden ſie in Verſuchung kommen, ſich unſer zu bemächtigen und uns zu töten. Wir müſſen ihnen nachgeben, und wenn wir das nicht thun, Kapitän, ſo müßt ihr für euch ſelber ſorgen, juſt ſo wie ich es zu thun gedrungen bin.“

Coelho rief laut genug, daß ſowohl Vasco als Paulo es hören konnten. Als bald wieder eine Pauſe im Sturm eintrat, rief Vasco zurück: „Ganz recht, Coelho! ich will mich mit meinem Piloten und meiner Mannſchaft beraten und euch ein Zeichen geben, ſobald ich meinen Entſchluß gefaßt haben werde.“

Der ſcharfblickende Vasco de Gama hatte Coelho vollkommen verſtanden, obgleich die Meuterer nichts bemerkt hatten. Er begriff ganz gut, daß Coelho, deſſen Treue und Kühnheit er kannte, ihn nur vor der vorhandenen Verſchwörung hatte warnen wollen; allein er ſah auch ein, daß er ſeine wirklichen Abſichten verhehlen und ſich das Anſehen geben mußte, als gehe er auf das Verlangen der Bemannung ein. Er rief daher alle ſeine Leute auf Deck und erklärte ihnen, er werde bei dem nächſten Sturme, der ſie befalle, umkehren.

„Allein ehe ich dies thun kann,“ fügte er hinzu, „müßt ihr Alle eine Urkunde unterzeichnen, in welcher wir [illegible] Gründe der Aufgabe unſeres Reiſeplans niederlegen wolle[illegible] den Grimm und Aerger unſeres guten Königs zu

Die Matroſen gingen in dieſe Falle, bra[illegible]el aus, überhäuften Vasco de Gama mit ihren

und Lobeserhebungen und erklärten ſich gern bereit, jede beliebige Erklärung zu unterzeichnen.

„Es iſt nicht notwendig, daß ihr alle unterzeichnet, meine wackeren Jungen," entgegnete Vasco. „Es genügt, wenn nur diejenigen unterſchreiben, welche ſich am beſten auf die Führung von Schiffen und auf die Bewältigung der Mühſale des Seelebens verſtehen. Wählt mir einmal die derartigen Männer aus, Pilot, und ſie ſollen dann unterzeichnen!"

Hierauf begab ſich Vasco de Gama mit ſeinem Schreiber in ſeine Kajüte und traf die Vorſichtsmaßregel, an der Thüre derſelben eine zuverläſſige Schildwache aufzuſtellen. Die Urkunde wurde ſchnell aufgeſetzt und Vasco de Gama hieß den Schreiber, dieſelbe in die Vorratskammer hinunterzunehmen, welche gerade unter ſeiner eigenen Kajüte lag.

„Heißt den Lotſen und den Schiffer dorthin kommen und die Urkunde unterzeichnen," ſagte er.

Allein die eben genannten Schiffsoffiziere hatten nicht ſobald die Vorratskammer betreten, als ſie ſich der Reihe nach überwältigt, geknebelt, in Feſſeln gelegt und in den Raum geworfen ſahen.

Die Matroſen auf Deck hatten natürlich keine Ahnung von dem Schickſal ihrer Kameraden. Es erübrigte jetzt nur noch diejenigen Männer zu ergreifen, welche den Piloten und den Schiffer als erfahrene Seeleute bezeichnet hatten. Dieſe wurden nun einer um den andern in die Kajüte des Kapitäns beſchieden, und ehe ſie ſich deſſen verſahen, geknebelt und in Feſſeln gelegt, ſo daß ſie hilfloſe Gefangene waren. Nun ließ Vasco den Piloten, den Schiffer und die andern Gefangenen auf Deck bringen und in einer Reihe aufſtellen und zeigte ſie mit ihren verdutzten und von

Gewiſſensbiſſen und Angſt entſtellten Geſichtern der übrigen Mannſchaft.

„Ihr ſeht hier, was für ein Schickſal denjenigen droht, welche gegen mein Kommando ſich zu verſchwören wagen," ſagte er. „Nehmt euch ein Beiſpiel an dieſen Burſchen und merkt euch, daß ihr mir zu gehorchen habt und nicht murren dürft, wenn ihr nicht in dieſelbe ſchlimme Lage geraten wollt. Jeder von dieſen Burſchen wird als Gefangener gefeſſelt im Schiffsraum bleiben, bis wir nach Portugal zurückkehren, wo ich ſie dann den Gerichten des Königs zur Beſtrafung überantworten werde."

Hierauf wandte er ſich an den Piloten, welcher in Handſchellen und Fußfeſſeln und mit geſenktem Kopfe daſtand, und ſagte zu ihm: „He, Pilot, wo ſind mein Aſtrolabium, meine Quadranten und ſonſtigen Inſtrumente? Laßt ſie ſogleich herbeiholen!" Der Pilot bezeichnete einem ſeiner Wächter den Ort, wo er ſeine nautiſchen Werkzeuge zu verwahren pflegte, von wo ſie herbeigeholt und dem Kapitän übergeben wurden.

„Seht, Leute," fuhr Vasco de Gama fort und hielt die Inſtrumente in die Höhe, „hier ſind alle die Hilfsmittel, welche wir haben, um ausfindig zu machen, wo wir uns befinden und nach welcher Richtung wir ſteuern. Und jetzt ſchleudre ich ſie von mir," fuhr er fort und warf ſie über Bord in das Meer, — „ſo daß ſie auf immer verloren ſind, denn ich bedarf weder Piloten noch Schiffer, weder Aſtrolabium noch Quadranten — ich ſetze mein Vertrauen auf den allmächtigen Gott, welcher uns fortan führen wird. Wenn wir es verdienen, wird er uns wohlbehalten aus den Stürmen des Ozeans nach unſerem Beſtimmungsorte bringen. Ich werde die Stelle des Piloten einnehmen, welcher ein eidbrüchiger Verräter iſt, und in Zukunft ſelber den Kurs des Schiffes lenken."

Dieſes feſte Auftreten unterdrückte wirkſam die meuteriſchen Gelüſte der Bemannung, welche ſich nun beeilte, ihren Kapitän um Verzeihung für ihren Kleinmut und ihre aufrühreriſchen Abſichten zu bitten. Ihren flehentlichen Fürbitten für die Freigebung der Gefeſſelten ſchenkte er kein Gehör, ſondern ließ ſie wieder in den Schiffsraum bringen. Er ſelbſt aber nahm an der Stelle des Piloten ſeinen Platz auf dem Deck ein und übernahm fortan die Lenkung des Schiffes auf ſeinem gefährlichen Kurs.

Sobald die beiden anderen Caravellen wieder in die Nähe kamen, teilte Vasco de Gama durch das Sprachrohr dem Paulo und dem Coelho mit, was er gethan habe; und die Mannſchaft derſelben, entmutigt durch das Fehlſchlagen der Pläne der Verſchworenen an Bord des „San Raphael," ließen ſich durch die freundlichen Vorſtellungen und Zureden ihrer eigenen Kapitäne bewegen, ihre meuteriſchen Pläne und alle Gedanken an Vergewaltigung aufzugeben, und ſo ward wieder Ruhe und Friede an Bord der drei Caravellen hergeſtellt, und das kleine Geſchwader durchſchiffte wieder ruhig den Ozean.

Die vielen Stürme hatten aber die drei Schiffe ſchwer beſchädigt; der Schiffsraum in jedem derſelben war ſo voll Waſſer, daß man mit dem Pumpen kaum das vorhandene und immer wieder nachdringende bewältigen konnte. Die Schiffe waren an verſchiedenen Stellen leck und bedurften unverkennbar einer gründlichen Ausbeſſerung. Viele Waſſerfäſſer waren geborſten oder eingeſtoßen, ſo daß der Vorrat an Trinkwaſſer raſch auf die Neige ging und man bereits genötigt geweſen war, Salzwaſſer zum Kochen zu nehmen, und ein Vierteil der Mannſchaften war krank.

Vasco de Gama war jedoch ebenſo klug als tapfer; da er einſah, wie notwendig es war, nun womöglich zu landen, ſo gab er

den Befehl, die Schiffe nun ſogleich der afrikaniſchen Küſte zuſteuern zu laſſen, und zur großen Freude der Mannſchaften bekam man ſchon binnen kurzem wieder Land in Sicht. Die Küſte, welche vor den Augen unſerer Seefahrer auftauchte, zeigte eine ſehr hübſche heitere Landſchaft mit ſchönen Gruppen und Hainen mächtiger Bäume und ſanftgeneigten Hügelhängen, auf welchen man Rinder und anderes Vieh weiden ſah. Man fuhr an einem hohen zackigen Felſen vorbei, welchen Vasco de Gama den „Fels des Kreuzes“ nannte, und umfuhr am Morgen des Chriſtfeſtes ein Vorgebirge, welches er in frommem Gedächtnis an den hohen Feſttag das „Kap Natal“ nannte.

Ungefähr zehn Tage ſpäter entdeckte Vasco de Gama die Mündung eines großen Fluſſes und einer geräumigen, vor allen Winden geſchützten Bucht, wo er vor Anker zu gehen beſchloß. Und ſeine ſämtlichen Begleiter waren nun ſo froh, ſich einmal wieder in ruhigem Waſſer ſchwimmen zu ſehen und in der Nähe des Landes zu wiſſen, daß ſie jenen Strom den „Fluß der Gnade“ nannten.

Sechſtes Kapitel.

## Der erſte Verkehr mit den Eingeborenen.

Die portugieſiſchen Weltwanderer fanden ihren neuen Aufenthalt allen ihren Wünſchen und Anforderungen entſprechend. Es war zwar Januar, aber die Witterung warm und ſonnig. Vasco de Gama glaubte bisher ſchon eine namhafte Strecke ſeiner Reiſe zurückgelegt zu haben und wollte ſeinen Leuten einige Raſt und Erholung gönnen und daher nicht die Weiterreiſe beſchleunigen, ſondern er beſchloß ſogar, in Anbetracht, daß die Schiffe verſchiedene Ausbeſſerungen dringend bedürften, hier an der Mündung des Gnadenfluſſes mehrere Wochen lang zu verweilen. Die Mannſchaften hatten Erlaubnis, nach Belieben ans Land zu gehen und ſich die Zeit nach Gutdünken zu vertreiben. Vasco und Paulo de Gama aber benützten dieſe Gelegenheit, oft beiſammen zu ſein, um über die Meuterei zu ſprechen und ſich zu der raſchen Unterdrückung derſelben Glück zu wünſchen. Auch trafen ſie Verabredung bezüglich etwaiger künftiger Vorkommniſſe, und überlegten mit einander, auf welche Weiſe ſie Indien erreichen ſollten. Paulo war der Anſicht, man ſolle der afrikaniſchen Küſte, welche ſich in ſchwach nordöſtlicher Richtung hinzog, ſo lange folgen, als man nur könne, und man werde dann, da Ägypten anerkanntermaßen mit Syrien zu-

ſammenhänge, entweder nach Ägypten, Syrien oder Arabien oder aber nach dem erſehnten Indien gelangen, und dieſe Vermutung oder dieſer Schluß ſchien auch Vasco ſo ſehr einzuleuchten, daß er denſelben einſtweilen anzunehmen beſchloß.

Das erſte Vergnügen, dem die Matroſen ſich hingaben, war der Fiſchfang. Nach der eintönigen langen Verpflegung mit halbverdorbenem Salzfleiſch und harten Hülſenfrüchten war ja eine ſolche Abwechslung in der Koſt eine wahre Wohlthat. Sie fingen eine Menge Fiſche von ſeltſamem Ausſehen und beſſerem Geſchmack, als diejenigen, welche ſie in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung gefangen hatten, und dieſe Koſt bekam ihnen auch ſehr gut. Der Strom lieferte ihnen ein treffliches weiches Trinkwaſſer, welches ihnen, nachdem ſie ein ſolches ſo lange hatten entbehren müſſen, nun einen doppelten Genuß gewährte, und durch häufiges Baden, Waſſertrinken und heilſame Bewegung beſſerten ſich auch die Geſundheitsumſtände unter den Mannſchaften zuſehends.

Nach einigen gänzlichen Raſttagen machten ſich die Matroſen munter an die Arbeit der Ausbeſſerung ihrer Schiffe. Ganz in der Nähe ihres Landungsplatzes dehnte ſich ein breiter leichtgeneigter Strand hin, auf welchem ſie die Schiffe leicht ans Land zu ziehen und ſo deren Lecke auszubeſſern vermocht hätten; allein Vasco hielt es für geratener, dieſelben im Waſſer auf die Seite zu legen und ſo zu kielholen.

Als man den „San Miguel“ genau unterſuchte, ergab er ſich als allzuſchwer beſchädigt, um noch fernere Dienſte leiſten zu können und Vasco de Gama gab daher Befehl, die Caravelle abzubrechen, und aus einander zu nehmen, ihre Vorräte an Bord der beiden andern Schiffe zu bringen und ihr Material zur Ausbeſſerung der beiden andern Caravellen zu verwenden. Der „San Miguel“ ward daher

auf den Strand gezogen, ſein Steuer ausgehoben, ſein Holz- und Eiſenwerk abgelöſt und aufgeſchichtet und die Überreſte in Brand geſteckt, damit man wenigſtens die Nägel davon bekomme.

Nun machte man ſich daran, den „San Gabriel", Paulo de Gamas Schiff, auszubeſſern, welches ebenfalls während der beſtandenen Stürme eine Menge ſchwerer Beſchädigungen erlitten hatte. Es gelang, dasſelbe dadurch auf die Seite zu legen, daß man alle Vorräte und alles ſchwere Material nach der einen Seite brachte, wodurch man, bei der eigentümlichen ſtarkgewölbten Bauart und Ausbauchung der Caravellen, den Kiel bloßlegte. Hierauf wurden Plankengerüſte an der Außenſeite aufgeſchlagen und ein Teil der Mannſchaft dazu kommandiert, den Seetang wegzukratzen, welcher ſich an die Schiffsplanken angeſetzt hatte, während andere die Lecke verſtopften, die verfaulte Kalfaterung aus den Fugen nahmen und durch friſches Werg erſetzten, das ſie dann mit Theer tränkten und mit einer Schicht Pech überzogen, welches in einem daneben verankerten Boote geſchmolzen erhalten wurde. Sodann ward der „San Gabriel" auf die andere Seite hinübergelegt, welche weniger beſchädigt war und daher auch raſcher ausgebeſſert und wieder hergeſtellt wurde. Als das Schiff wieder aufgerichtet wurde, ergab es ſich als vollkommen waſſerdicht und ſeetüchtig, und die Vorräte des „San Raphael" wurden nun auf den „San Gabriel" hinübergeſchafft, damit man den „San Raphael" ganz in derſelben Weiſe ausbeſſern konnte. Schließlich wurden beide Schiffe auch im Innern weſentlich ausgebeſſert und mit neuen Planken, Rippen und Krummhölzern verſehen.

Die drei Kapitäne ſpeiſten jeden Tag zuſammen, vertrieben ſich die Zeit auf das Angenehmſte und beſchloſſen, da ſie Muße genug dazu hatten, auch die Umgegend einigermaßen zu erforſchen. Vasco

de Gama ſchickte daher den Nicolau Coelho mit einer Abteilung von zwanzig Mann auf eine Expedition den Gnadenfluß hinan.

Coelho und ſeine Schar waren noch nicht drei Meilen weit den Strom hinan gerudert, ſo ſtießen ſie auf dichten Wald und weite Strecken grünen Raſens an beiden Ufern; etwas weiter ſtromaufwärts fanden ſie einige Eingeborene, die nicht ſo ſchwarz wie die ſeither geſehenen und ganz nackt waren bis auf eine kleine Schürze aus mattenartig zuſammengeflochtenen Gräſern und Blättern, welche ſie um die Mitte des Körpers trugen. Dieſe Wilden waren mit Fiſchen beſchäftigt; ſobald ſie jedoch Coelhos Boot erblickten, ruderten ſie ohne Verzug auf dasſelbe zu und ſtiegen kaltblütig in dasſelbe herein. Coelho verſuchte durch Zeichen mit ihnen zu verkehren, allein ſie verſtanden ihn nicht, und nachdem ſich dieſe braunen Burſche die Weißen genau betrachtet hatten, kehrten ſie zu ihren Kähnen zurück. Die Expedition lieferte keinerlei wichtige Ergebniſſe; nur folgte einer der Kähne mit Eingeborenen dem Boote Coelhos, als dasſelbe wieder den Fluß hinunterfuhr, bis zu den Schiffen, und die Wilden waren ſo unerſchrocken und vertraut, daß ſie kühn an Bord des „San Raphael" kamen, ſich auf dem Verdeck niederkauerten und hier ausruhten.

Vasco de Gama begegnete ihnen ſo gaſtfreundlich, als die Hülfsquellen ſeines Schiffes es nur irgend erlaubten: er bewirtete ſie mit Zwieback, Kuchen und mit friſchem Brot, das mit Marmelade (Obſtmus) beſtrichen war; allein die Wilden wollten dieſe Leckerbiſſen nicht eher berühren, als bis ſie die Portugieſen hatten davon eſſen ſehen, worauf ſie aber mit großem Appetit darüber herfielen, die Speiſen gierig hinunterſchlangen und ſich zornig weigerten, ſie mit einander zu teilen.

Vasco de Gama bemerkte, daß dieſe Eingeborenen — Männer

und Weiber — nicht nur von hellerer Hautfarbe waren, als diejenigen, welche er in der St. Helena- und der San Blas-Bucht getroffen hatte, ſondern daß ſie ſich vor dieſen auch durch höheren und kräftigeren Wuchs und durch ſtraffes oder gelocktes Haar anſtatt des Wollhaars auszeichneten. Ihre Bewaffnung war jedoch ebenfalls eine ärmliche, denn ſie führten ſtatt der Waffen nur einige lange Stöcke, deren Enden im Feuer gehärtet, zugeſpitzt und mit Fett beſchmiert waren und deren ſie ſich als Wurfſpeere (Aſſageien) bedienten.

Bald ſah man ein ganzes Geſchwader von Kähnen den Fluß herunter kommen, und als dieſe in die Nähe der Schiffe gelangten, ſprang eine Menge aus denſelben auf den Strand und drängte ſich gierig heran, um an Bord zu kommen. Sie legten nicht die mindeſte Schüchternheit oder Scheu an den Tag und äußerten auch nur geringe Überraſchung beim Anblick der Schiffe, woraus Vasco de Gama ſchloß, daß offenbar nicht zum erſtenmal größere Schiffe an dieſer Küſte erſchienen und gelandet waren.

Vasco war zu klug und vorſichtig, um dieſen ganzen Haufen auf einmal an Bord kommen zu laſſen, und gewährte immer nur zehn Perſonen zugleich Zutritt. Einige der Wilden hatten Vögel und Obſt mitgebracht, welche die Portugieſen nach einigem Zögern annahmen und verkoſteten und ſehr angenehm und wohlſchmeckend fanden, denn namentlich die Vögel waren ſehr ſüß und zart. Vasco erwiderte ihre Artigkeit, indem er die Geber und Gäſte mit Wein und Zwieback bewirtete.

Die Wilden erwieſen ſich ſo freundlich und zuthunlich, daß Vasco ihnen gern alles zu Gefallen that, was nur in ſeinen Kräften ſtand. So holte er unter anderem auch einen Spiegel herbei, mit welchem er ſie beſchenkte. Sie hatten offenbar noch niemals einen

ſolchen geſehen, denn ſie ſtierten verblüfft in denſelben hinein, hielten ihm ihre Geſichter vor und brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, als ſie die Geſichter darin ſich abſpiegeln ſahen. Der Spiegel ging von Hand zu Hand, denn ſie konnten nicht müde werden, in denſelben hineinzublicken, und ſie riefen ihren Gefährten in den Kähnen offenbar die Kunde von der überraſchenden Entdeckung zu. Endlich nahmen ſie den Spiegel mit ans Land und ſchienen von dieſem ihnen neuen Wunder ſo entzückt, wie ein Kind von einer Pfeife.

Vasco hatte durch die Schenkung des Spiegels unverkennbar ihre Herzen vollkommen gewonnen, denn ſchon nach wenigen Stunden kehrten ſie in ihren Kähnen zurück und brachten Früchte und eine große Menge Vögel, welche die Matroſen ſchlachteten und in der Sonne trockneten, um ſie für künftige Speiſung aufzubewahren. Die Wilden waren ſeelenvergnügt, als ſie ſtatt Bezahlung einige kupferne und meſſingne Armbänder, Glöckchen, Schellen und Klappern und weiße Zeuge erhielten; und die Seeleute ihrerſeits waren ſo dankbar für die Vögel und ſo auf dieſelben erpicht, welche ihnen auf der weiten Fahrt noch manchen leckern Schmaus verhießen, daß ſie ſogar ihre Hemden in Streifen rißen und dieſe unter ihre braunen Freunde verteilten.

Der Zufall wollte, daß unter der Mannſchaft des „San Raphael“ ſich ein alter Matroſe namens Martin Alongo befand, welcher etwas von der Bantu- oder Banti-Sprache verſtand, die an der entgegengeſetzten oder weſtlichen Küſte von Afrika geſprochen wird. Er war überraſcht, in dem Munde dieſer Wilden einige Worte zu hören, welche denjenigen in der Bantu- oder der Kaffern-Sprache ſehr ähnlich waren, und als er nun den Verſuch machte, ſich mit den Eingeborenen in jener Sprache zu unterhalten, ergab ſich, daß man ſich gegenſeitig ziemlich gut verſtehen konnte. Die

Wilden teilten ihm jetzt mit, daß ſie einige Wegſtunden ſtromaufwärts in Dörfern lebten, wo auch ihr König oder Häuptling wohnte, und luden Martin ein, mit ihnen dorthin zu gehen. Vasco de Gama war ſehr vergnügt darüber, daß er auf dieſe Weiſe ein Mittel zum Verkehr mit dieſen friedlichen und befreundeten Eingeborenen fand; er hieß daher Martin mit den Wilden nach ihren Dörfern gehen und gab ihm nicht nur einen andern Matroſen zur Begleitung, ſondern auch eine rote Jacke, ein Paar rote Beinkleider und ein kupfernes Armband mit, um dieſe als Geſchenke von ihm dem König zu überbringen.

Als Martin am andern Tage zu ſeinen Gefährten zurückkehrte, wußte er ihnen gar nicht genug von ſeinen angenehmen Erlebniſſen zu erzählen. Die Eingeborenen hatten ihn und ſeinen Begleiter in eines ihrer Canoes (ſprich Känûs) genommen, waren ſchnell mit ihnen ſtromaufwärts gerudert und hatten ihnen alle möglichen Aufmerkſamkeiten erwieſen und die ganze Zeit über freundlich mit ihnen geplaudert. Die Fahrt war durch eine liebliche Gegend gegangen, wo Wald und üppige grüne Felder und Wieſen miteinander abwechſelten, und da und dort an anmutigen Hügelhängen vorüber, auf welchen Martin Rinder und Kühe weiden ſah, welche allen ihm ſeither bekannten vollkommen unähnlich waren.

Als er das bedeutendſte Dorf der Eingeborenen erreichte, fand er, daß es in lauter niedrigen Hütten aus Strohgeflecht beſtand, welche aber in ihrem Innern recht hübſch und behaglich waren. Der Häuptling oder König war Martin entgegen gegangen und hatte ihn mit großer Freundlichkeit und lebhaften Darlegungen ſeines Wohlwollens bewillkommt, worauf Martin ſich beeilte, ihm zur Sicherung und Beſtätigung ſeiner Freundſchaft die Jacke, das Beinkleid, die Mütze und das Armband zu überreichen, bei deren Anblick

der König ſich vor Freuden wie närriſch geberdete und umhertanzte, dann aber dieſelben begierig anlegte. Hierauf ſtolperte er prunkend in dieſem neuen Aufzug unter ſeinen Unterthanen herum und ging von einer Hütte zur andern, um ſich in ſeinem Putz ſehen zu laſſen, und erklärte Martin bei der Rückkehr zu ihm, er könne Alles haben, was das Land nur immer liefere.

Martin und ſein Gefährte wurden dann in der Hütte des Königs mit einigen köſtlichen am Feuer gebratenen Vögeln und einer Art Hirſebrei bewirtet, welche ſie ſich trefflich munden ließen da ſie ſehr hungrig waren. Den ganzen Abend hindurch umſtand eine Schaar von Eingeborenen die Hütte, um die Fremdlinge anzugaffen, verlor ſich aber endlich und ließ die beiden Weißen ſich eines geſunden und erquickenden Schlafes erfreuen.

Nach Martins Verſicherung waren die Eingeborenen auch mit langen Bogen und Pfeilen, ſowie mit Speeren mit eiſernen Spitzen bewaffnet, trugen an den Armen und in den Haaren Zierraten von Weißkupfer und in ihren Gürteln eiſerne Dolche in Scheiden von Elfenbein und mit zinnernen Griffen. Sie ſchienen einen Ueberfluß an Salz zu haben, das ſie ſorgſam verpackt in Kiſten aufbewahrten. Gegen ein altes Hemd gaben ſie gern eine große Menge Kupfer in Tauſch und es drängte ſich Martin und ſeinem Begleiter die Wahrnehmung auf, daß es unter dieſen Wilden weit mehr Weiber als Männer gab.

Am folgenden Morgen gab wieder ein ganzes Geſchwader von Kähnen dem Martin und ſeinem Gefährten das Geleite bis zurück zu den Schiffen. Von Anfang bis zuletzt ſah und hörte Vasco de Gama von ſeiten dieſer Eingeborenen nur Freundlichkeit, Wahrheit und Großmut und war von ihrem wohlwollenden Gebahren

und Entgegenkommen ſo entzückt, daß er die Gegend das „Land der guten Leute“ nannte.

Während die Schiffe am Gnadenfluß verweilten, wurden ſie aber auch von einem Unfall heimgeſucht. Es brach nämlich unter der Mannſchaft jene Krankheit der Mundhöhle und des Zahnfleiſches aus, welche man Skorbut oder Scharbock nennt und an welcher viele von den Matroſen ſehr ſchwer darniederlagen. Es ſoll dies auch angeblich das erſte Mal geweſen ſein, daß man europäiſche Seeleute von dieſer Krankheit befallen ſah, welche gegenwärtig auf langen Seereiſen ſo häufig ausbricht, aber nicht mehr ſo gefährlich und zerſtörend iſt wie früher, da man ihr nun mit wirkſamen diätetiſchen Maßregeln und Arzneien Einhalt zu thun vermag.

Bevor Vasco de Gama wieder unter Segel ging, verübte er noch einen hochherzigen Gnadenakt, welcher die Herzen aller ſeiner Untergebenen mit aufrichtiger Freude erfüllte. Sein Bruder Paulo, ein Mann von weichem Gemüt und ſanftem gutem Herzen, drang in Vasco mit der Bitte, er ſolle den Schiffer, den Piloten und die anderen Meuterer, welche noch in Ketten unter Deck verwahrt wurden, begnadigen; und da auch Coelho und die Matroſen dieſes Geſuch unterſtützten, ſo ging Vasco darauf ein.

„Wohlan denn, es ſei ſo!“ ſagte er; „allein wenn ich nach Liſſabon zurückkehre, werde ich jene Männer in Feſſeln dem König vorführen, nicht damit ſie beſtraft werden, ſondern nur um zu zeigen, was für Schwierigkeiten ſich mir auf dieſer Reiſe entgegen geſtellt haben!“

Hierauf ließ er die Gefangenen auf Deck bringen und ihnen die Feſſeln abnehmen und redete ſie folgendermaßen an: „Ihr ſeid begnadigt und freigegeben, aber hütet euch ja, wieder der Verräterei in eurem Herzen Raum zu geben. Kleinmut bringt Mißgeſchick,

aber Mut überwindet auch die ernſteſten Schwierigkeiten. Laßt uns unſer Vertrauen auf den allmächtigen Gott ſetzen und darin bis an das Ende unſerer Reiſe niemals wankend werden!“

Die Matroſen brachen in lauten Jubelruf aus und dankten ihrem Kapitän angelegentlich, und die begnadigten Gefangenen bethätigten ihre Reue und Dankbarkeit dadurch, daß ſie ſich ſogleich mit dem größten Eifer an die Arbeit begaben, als ob ſie ihr früheres Mißverhalten wieder gutmachen wollten.

Vasco de Gama errichtete an der Mündung des Gnadenfluſſes einen ſteinernen Wappenpfeiler, auf deſſen einer Seite das Wappen von Portugal, auf deſſen anderer aber eine Anſicht der Erdkugel eingehauen war mit der Inſchrift darüber: „Zur Herrſchaft von Portugal, dem Reiche der Chriſten.

## Siebentes Kapitel.

# Die erſte Ahnung der Nähe von Indien.

In einem ſchönen Morgen ließ Vasco de Gama die Anker lichten und die beiden Caravellen ſegelten unter einem friſchen Landwinde den Strom hinab und in den Ozean hinaus. Nachdem ſie noch einige Tage der Küſte entlang gefahren waren, gingen die Schiffe abermals vor Anker an der Mündung eines breiten Stromes, welcher heutzutage der Sambeſi (Zambeſe) heißt, von Vasco de Gama aber den Namen des „Fluſſes der guten Anzeichen“ erhalten hatte, woſelbſt unſere Seefahrer von einem jungen Eingeborenen erfuhren, er ſei aus einem weit entfernten Land jenſeit des Meeres gekommen, wo er Schiffe ſo groß wie diejenigen von Vasco de Gama geſehen habe, — ein Land, welches nach Vascos Anſicht kein anderes als Indien ſein konnte.

Die Eingeborenen, welche am Fluß der guten Anzeichen das Schiff beſuchten, waren ebenſo freundlich, zuthunlich und friedfertig als diejenigen, welche man vor kurzem am Gnadenfluſſe verlaſſen hatte. Sie waren nackt, mit Ausnahme einer ſchmalen baumwollenen Binde oder einer Schürze um die Mitte des Leibes, während die Häuptlinge, angeſehenere oder vornehme Männer, ſeidengeſtickte Taſchentücher um und durch ihr Haar wanden und einer von ihnen

ſogar eine Nachtmütze von grünem Atlas trug. Manche von den Weibern waren ſehr hübſch, trugen aber eine ebenſo dürftige Gewandung wie die Männer und hatten ſich drei Löcher in die Lippen gebohrt, von welchen blecherne Ringe herabhingen.

Vasco tauſchte Spielereien und Tücher mit dieſen Eingeborenen um Kupfer und Elfenbein. Er bemerkte an manchen von den Schürzen, welche die Häuptlinge trugen, Spuren von Ocker, was ihn in der Anſicht beſtätigte, daß Schiffe aus Indien hier geweſen ſein mußten und daß er ſich auf dem richtigen Wege nach jenem Wunderlande befinde.

Kurz bevor die beiden Caravellen den Fluß der guten Anzeichen verließen, ereigneten ſich zwei Unfälle, von denen der eine die Expedition beinahe ihres unerſchrockenen Führers beraubte. Vasco de Gama ſtand nämlich in einem Boot an der Langſeite des „San Gabriel", ſprach mit ſeinem Bruder Paulo und hielt ſich an einer der Puttingen (Spannketten) des Schiffs feſt, als plötzlich das Boot durch eine ſtarke Strömung unter ſeinen Füßen hinweg geriſſen wurde. Einige Minuten lang hing er auf dieſe Weiſe hilflos an den Puttingen und ſeine Kraft drohte ihn ſchon zu verlaſſen, als ein anderes Boot an die Langſeite des „San Gabriel" heranfuhr und er an Bord gezogen und gerettet wurde.

Als die Schiffe über die Barre des Fluſſes fuhren, rannte der „San Raphael" ſich feſt und ſchien anfangs von unvermeidlichem Untergang bedroht; allein glücklicherweiſe wurde das Schiff beim Eintritt der Flut wieder flott, ſetzte ſeine Reiſe fort und hatte, wie ſich nun ergab, keine Beſchädigung erlitten.

Bevor Vasco de Gama aus dem Fluß der guten Anzeichen wegſegelte, ließ er zwei von den aus der Heimat mitgebrachten Verbrechern hier zurück, mit dem Auftrage, ſie ſollten die Gegend durch-

forſchen und Land und Leute ſo genau wie möglich kennen zu lernen ſuchen, und unter dem Verſprechen, ſie auf der Rückreiſe mitzunehmen, falls ſie dann noch am Leben ſein würden.

Voll Genugthuung über den bisherigen Erfolg der Reiſe und in der Überzeugung, daß er, wenn er auf dieſem Kurs fortfahre, binnen kurzer Zeit Indien erreichen müſſe, hielt Vasco de Gama es für klug und ratſam, vorerſt ſeine Fahrt der afrikaniſchen Küſte entlang fortzuſetzen, welche ſich in nordnordöſtlicher Richtung hinzog, und den Kurs nicht eher zu verändern, als bis er irgend einen Ort erreiche, wo er zuverläſſige Nachrichten über Indien ſelbſt und über den Strich des Kompaſſes erhalten könnte, auf welchem er unmittelbar über den Ozean nach Indien kommen würde.

Unter der Mannſchaft herrſchte Zuverſicht und guter Mut; alle hatten längſt den Gedanken an Umkehr aufgegeben und gingen froh und bereitwillig an ihre Arbeit. Der Pilot des „San Raphael" bat um die Vergünſtigung, das Schiff wieder führen zu dürfen, und dieſe ward ihm gewährt und er wieder in ſein Amt eingeſetzt. Seit dem Fehlſchlagen der Verſchwörung hatten die Verbrecher allen Einfluß auf die Mannſchaft verloren und mußten ſich wohl oder übel bequemen, gehorſam und unterwürfig zu ſein. Der Geſundheitszuſtand der Leute hatte ſich gebeſſert, und alle Ausſichten auf die Erfüllung der Aufgabe der beiden Schiffe waren vorhanden.

Eines ſonnigen Morgens liefen beide Schiffe unter einem günſtigen Winde dahin, kamen raſch von der Stelle und zeigten durch ihre ſtetige Bewegung, daß die mit ihnen vorgenommene Wiederherſtellung eine gründliche geweſen war. Vasco de Gama ſtand auf dem Verdeck des „San Raphael", ſchaute neugierig nach der Küſte aus und plauderte mit ſeinen Offizieren, als plötzlich die

Spähwache in den Kreuzhölzern herunterrief: „Ein Segel! Ein Segel gerade vor uns!“

Der Kapitän vermochte kaum ſeinen Ohren zu trauen, denn wie ſollte ein Segel hierher in dieſe fernen Gewäſſer kommen? Bisher hatte man bei den Wilden nur rohe Kähne mit Rudern gefunden; ſollte man alſo bereits eine Region erreicht haben, wo die Völker mit der Schifffahrtskunſt vertraut waren?

„Ja, ein Segel gerade vor uns,“ beſtätigte nun auch der Pilot mit einem lauten Freudenruf. Vasco de Gama eilte an die Seite des Piloten und vermochte nun allerdings in der nebligen Ferne ein Boot mit einem Segel deutlich über die glatte See hinſegeln zu ſehen. Er gab ſogleich den Befehl, mit aller Geſchwindigkeit nach dem fremden Segel hinzuſteuern; allein mittlerweile mochten wohl die beiden Schiffe auch von dem Boote bemerkt worden ſein, denn dieſes begann zu lavieren und nahm einen plötzlichen Schlag in die hohe See hinaus. Der „San Raphael“ verfolgte es zwar bis zum Abend, verlor aber dann in der niederſinkenden Dunkelheit das Boot aus dem Geſicht.

Vasco ärgerte ſich zwar darüber, daß es ihm nicht gelungen war, das Boot einzuholen, tröſtete ſich aber mit dem Gedanken, daß die Erſcheinung eines Segels auf die Nähe eines ſeefahrenden Volkes deute.

Am nächſten Tage, als die Schiffe wieder der Küſte entlang fuhren, erſpähte einer der Matroſen eine felſige Landſpitze, welche ſich ins Meer hinaus erſtreckte, und ſeewärts von dieſer Landſpitze lag eines jener eigentümlichen afrikaniſchen Küſtenfahrzeuge vor Anker, welche man Samboks (Zambuks) nannte. Gerade jenſeit der Landſpitze aber mündete ein aus den dahinterliegenden Hügeln herabkommender Fluß ins Meer.

Die beiden Schiffe waren kaum der Landspitze gegenüber angelangt, als man ein Canoe von dem Sambok abstoßen und gemächlich nach der Küste rudern sah. Es war also keine Zeit zu verlieren. Vasco befahl einigen seiner Matrosen, sich in ein Boot zu werfen und das Canoe zu verfolgen und womöglich einzuholen, und in der nächsten Minute war das Boot in See und ward rüstig nach der Küste hingerudert. Es währte nicht lange, so wurden die Verfolger im Boot des zuverfolgenden Kahnes deutlich ansichtig und konnten nun sehen, daß dasselbe sieben Mann enthielt, von denen nur vier ruderten. Die Portugiesen holten den Kahn rasch ein, und als sie nur noch wenige Ruten von demselben entfernt waren, sprangen sechs von den sieben Männern ins Meer, schwammen mit kräftigen Schlägen der Küste zu und ließen ihren Gefährten hilflos allein in dem schlingernden und auf den Wellen treibenden Kahn.

Als die Portugiesen an die Langseite des Kahns kamen, fanden sie, daß der auf solch unvermittelte und treulose Weise zurückgelassene Mann kein Neger und kein Kaffer, sondern ein Maure von blaßgelber Gesichtsfarbe und straffem dunklem Haar war. Er trug ein langes hemdartiges weißes Gewand, mit einer seidenen Binde um die Hüften; über seine Schultern hatte er einen kurzen Mantel von farbigem Tuch geworfen, und seine Kopfbedeckung bestand in einem runden Turban aus breiten Streifen von farbigem Seidenzeuge, welcher mit Goldfäden genäht und gestickt war, und von seinem Ohre hing ein Paar kleiner goldener Ohrreife herab.

Der Maure war nur deshalb still im Boot sitzen geblieben, weil er nicht schwimmen konnte. Als die Portugiesen ihn ergriffen und in ihr Boot hinüberhoben, zitterte er vor Angst an allen Gliedern und klapperte mit den Zähnen, ward aber auf der Fahrt nach dem Schiffe allmählich ruhiger. Die Portugiesen durchsuchten auch

den Sambok, fanden aber nichts darin, was des mitnehmens wert gewesen wäre, brachten daher ihren Gefangenen nach dem „San Raphael" und führten ihn Vasco de Gama vor, welcher ihn mild und freundlich empfing.

Nach einiger Zeit erholte sich der Maure von seinem Schreck und gab Vasco durch Zeichen zu verstehen, er sei der Agent eines großen maurischen Kaufmanns und im Begriff gewesen, eine Ladung Waaren an Bord des Sambok einzuschiffen. Ein afrikanischer Sklave an Bord des „San Raphael" redete den Mauren in arabischer Sprache an, von welcher dieser aber nur einige Worte verstand; dagegen gab er durch Zeichen zu verstehen, daß weiter nördlich Völkerschaften wohnen, welche diese Sprache redeten.

Vasco de Gama behandelte geflissentlich den Mauren eher wie einen Gast, als wie einen Gefangenen, ließ ihm ein langes rotes Gewand bringen und anlegen und bewirtete ihn mit Zwieback, Kuchen, Oliven und Wein, und der Maure aß herzhaft von allem, was ihm vorgesetzt wurde, nur den Wein ließ er stehen und sich auch durchaus nicht bewegen, ihn zu berühren.

Dawan — so hieß nämlich der Maure, wie sich bald ergab — ward allmählich zutraulich und fühlte sich behaglich; und je mehr Vasco de Gama von ihm sah, desto mehr überzeugte er sich, daß sein Gefangener ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, reicher Erfahrung und großer Rechtschaffenheit sei. Er nahm Dawan in seine Kajüte und zeigte ihm die Gewürze, welche er als Muster von Demjenigen mitgebracht hatte, was er zu erhalten wünschte, worauf Dawan ihm zu verstehen gab, er selber sei ein Mäkler und könnte ihm die Gelegenheit verschaffen, einen guten Handel zu machen.

Der Maure war bald im stande, Vasco de Gama einen überzeugenden Beweis von seiner Treue und Ehrlichkeit zu geben. Eines

Tages, als die Schiffe der Küſte entlang hinſegelten, wies er eifrig auf einige Untiefen und Sandbänke vor den Schiffen hin und gab den Piloten durch Zeichen zu verſtehen, ſie ſollten dieſelben umfahren und ſo die Gefahr vermeiden, auf denſelben zu ſtranden. Dies waren, wie ſich nun ergab, die Untiefen von Sofala. An dem gleichnamigen Fluſſe fuhr man in der Nacht vorüber und die Portugieſen bekamen ihn nicht zu Geſicht, obgleich Dawan ſich alle Mühe gegeben hatte, ihnen durch Zeichen zu verſtehen zu geben, daß ſie in der Nähe der Mündung eines großen Stromes ſeien.

Einige Tage ſpäter entdeckten ſie in geringer Entfernung vor ſich ein anderes Segel, und diesmal nahm Vasco de Gama ſich vor, dasſelbe nicht entwiſchen zu laſſen. Der „San Raphael" lavierte daher ſeewärts, ſchnitt das fremde Fahrzeug von der hohen See ab, und dasſelbe ward bald eingeholt.

Es war ein Sambok, und zum Erſtaunen der Portugieſen machten die an Bord Befindlichen gar keinen Verſuch zu entkommen, ſondern bewillkommeten die Matroſen, welche zum Entern des Sambok ausgeſandt worden waren, und zwei Kaffern erklärten ſich freiwillig bereit, mit den Portugieſen an Bord des „San Raphael" zurückzukehren. Kaum aber hatten die beiden Fremdlinge das Verdeck betreten, als Dawan, welcher ſie augenblicklich erkannt haben mochte, freudig ausrief, es ſeien Kaffern aus Moſambik (Mozambique).

Am Bord von Paulo de Gamas Caravelle befand ſich zufällig auch ein (ſogenannter) Kaffer von der Küſte von Guinea, welchen man ſogleich herbeiholte und der, wie ſich nun ergab, ſich den beiden Kaffern aus Moſambik verſtändlich machen konnte. Er erfuhr von dieſen, daß der Sambok, welcher beigedreht hatte, nun ruhig ſtille lag und die Rückkehr ſeiner beiden Leute erwartete, mit Guano oder verrottetem Vogelmiſt beladen war, von welchem ſich beträchtliche

Lager auf einigen benachbarten Inseln befanden, und daß sie im Begriff waren, denselben nach Cambay zu bringen, wo man sich desselben zum Färben von Tuchen bediente.

Auch Dawan vermochte sich — wie man nun fand — mit den beiden Kaffern einigermaßen zu unterhalten und teilte Vasco de Gama nun mit, was er von ihnen erfahren hatte. In einiger Entfernung von ihnen schien zwar eine große Stadt zu liegen, welche einen ausgedehnten Handel mit allen möglichen Waaren betrieb; aber sie waren auf dem Wege nach Cambay, einem großen Königreich und einem namentlich an Gewürzen und Spezereien reichen und fruchtbaren Lande. Dawan riet Vasco, ein scharfes Auge auf den Sambok zu haben und die Kaffern zu veranlassen, daß sie die Schiffe sicher durch die in dieser Region häufigen Untiefen steuerten, und Vasco hieß daher die Kaffern nach ihrem eigenen Fahrzeug zurückzukehren und mit demselben voranzusegeln, so daß sie mittelst Laternen, mit welchen er sie versah, Zeichen geben konnten, sobald man sich in der Nacht den Untiefen näherte.

Unterdessen bethätigte Vasco seine Dankbarkeit gegen Dawan dadurch, daß er ihn mit dem Besten bewirtete, was nur an Bord zu finden war, und versicherte ihn, daß er für seine Treue und seine guten Dienste reichlich belohnt werden würde.

Gegen Ende März liefen die Schiffe, welche immer in dem Kielwasser des Sambok folgten, in den Kanal ein, welcher zwischen der Insel Madagaskar und der afrikanischen Küste verläuft. Hier stießen sie bald auf eine ganze Menge kleiner Eilande, mit denen das Meer förmlich besäet war und von denen die einen einen Anflug von Pflanzenwuchs und viele Bäume, die anderen nur kahle Felsen oder unfruchtbare Sande und Kiesbänke zeigten.

Eines Abends entdeckte Vasco de Gama vier Inseln, von denen

zwei dicht an der Küste und zwei andere weiter seewärts lagen. Kaum war man dieser ansichtig geworden, so sah man auch von einer der dicht unter der Küste liegenden Inseln mehrere Kähne abstoßen und gerade auf die Schiffe der Portugiesen heranrudern. Und als diese Kanoes in die Nähe des „San Raphael" kamen, vermochte man zu erkennen, daß die darin befindlichen Männer zwar sehr dunkelhäutig, aber nicht so schwarz wie Neger waren. Sie trugen als Kopfbedeckung baumwollene bunte Tücher, von denen manche mit Goldfäden gestickt waren, um das Haar gewunden, und waren mit Röcken von gestreiftem Baumwollzeuge bekleidet, die bis zum Knie reichten und um die Hüften mit einer farbigen Schärpe zusammengehalten waren; und Vasco bemerkte mit einiger Genugthuung, daß alle diese Männer Dolche, Säbel und Schwerter trugen, — ein deutlicher Beweis, daß sie in einem Handelsverkehr mit zivilisierten Völkern standen.

Diese Leute waren Mauren, wie sich nun herausstellte; sie kamen so vertrauensvoll auf Deck, als hätten sie alte Freunde getroffen, und ließen sich die ihnen vorgesetzten Fleischspeisen und Weine ohne Zögern und Bedenken trefflich munden. Durch den Mauren Dawan, welcher sich über diese Begegnung mit seinen Landsleuten sehr zu freuen schien, erfuhr Vasco zu seiner angenehmsten Ueberraschung, daß die Insel, auf welcher sie wohnten, Mosambik heiße und eine große und blühende Stadt aufweise, welche mit den Mauren von Indien in einem lebhaften Handelsverkehr um Silber, Leinwand, Perlen, Rubinen, Pfeffer, Ingwer und dergl. stehe. Hier hatte unser kühner Seefahrer also doch einen Ort erreicht, wo er sich ohne Zweifel genauen Bescheid über die Entfernung, die ihn noch von Indien trennte, und über den Weg, auf welchem dieses zu erreichen war, verschaffen konnte. Es war ihm, als sei er bereits

auf dem Punkte, das ruhmreiche Ziel seiner langen und mühsalvollen Reise zu erreichen.

Die Mauren ergingen sich in den eifrigsten Freundschaftsbeteuerungen und erboten sich, die Schiffe in den Hafen von Mosambik hineinzulotsen, und Vasco de Gama nahm dieses Anerbieten an: die Kähne ruderten voraus, und die portugiesischen Schiffe und der Sambok folgten in ihrem Kielwasser. Die großen Segel wurden eingerefft und die Schiffe liefen bald unter ihren Fock- und Besansegeln in den tiefen und wohlgeschützten Hafen ein.

Der Anblick, welcher sich Vasco und seinen Leuten nun darbot, erfüllte sie mit Staunen und Neugierde, denn sie vermochten deutlich über die ganze Insel hin, welche hügelig, bewaldet und in üppigen Laubschmuck gekleidet erschien, die allenthalben zerstreuten niedrigen, aber hübsch aussehenden strohgedeckten Häuser der einheimischen Kaufleute zu unterscheiden.

In geringer Entfernung vom Strande der Insel lagen im Hafen vor Anker die seltsam aussehenden Schiffe, in welchen die Mauren von Mosambik ihre Waren nach Sofala und vielleicht sogar nach Indien selbst führten und dafür die Seidenstoffe, Juwelen und köstlichen Gewürze des Morgenlandes zurückbrachten.

Vasco bemerkte, daß diese Schiffe gar keine Verdecke hatten, daß die Planken derselben nicht mit Nägeln befestigt waren, sondern durch dicke Stricke (aus den Fasern der Rinde der Kokospalme, wie man später erfuhr) zusammengehalten wurden. Die Segel derselben, groß, plump und von schlotterigem Aussehen, bestanden aus Matten von zusammengeflochtenen Palmblattstreifen. Allein Vasco erfuhr auch, daß die mauriſchen Schiffer in diesen Fahrzeugen sich dagegen in Wirklichkeit seiner Kompasse und Quadranten bedienten, die in Genua verfertigt worden seien, und daß sie sogar

Seekarten hätten, um darnach ihren Kurs über den Ozean zu nehmen.

Dem ganzen Geſtade und Strand entlang hatten ſich Haufen von Männern, Weibern und Kindern, viele in ſeidenen Gewändern und mit ſilbernen Zierraten geſchmückt, verſammelt, welche neugierig die fremden Schiffe betrachteten und ſich gegenſeitig zeigten oder ihre Anſichten darüber austauſchten.

Vasco ſandte die Kaffern, welche er ſamt ihrem Sambok zu ſeiner Begleitung mitgenommen hatte, ans Land, und dieſe kehrten bald wieder zurück und brachten einige Kokosnüſſe und zwei Hühner, welche die Mauren ihnen als Beweis ihrer freundlichen Geſinnung mitgegeben hatten. Die Kaffern wurden nun wieder zurückgeſchickt, um etwas Zwieback und Kuchen unter die Leute am Strande auszuteilen, welchen dieſe Speiſen ſehr zu munden ſchienen.

Als Vasco fand, daß Dawan die Eingeborenen von Moſambik ganz gut verſtand, erachtete er es für geraten, daß auch Dawan die Stadt beſuchen ſoll. Coelho brachte ihn daher in einem Boote hinüber, und als ſie in ſeichtes Waſſer kamen, ſprang Dawan gewandt über Bord und watete ans Ufer.

Der Maure blieb lange aus und Vasco begann ſchon zu befürchten, es könnte Dawan ein Unglück zugeſtoßen oder er könnte treulos geworden ſein. Allein nach einigen Stunden kehrte er geſund und wohlbehalten an Bord des „San Raphael“ zurück und berichtete nun ohne Verzug Vasco de Gama Alles, was ihm auf der Inſel begegnet war.

Kaum war er ans Land geſtiegen geweſen, ſo ſah er ſich von dem Volk umringt, welches mit Fragen aller Art auf ihn einſtürmte: woher dieſe Schiffe kämen? wohin ſie führen? wer die weißen Leute in denſelben ſeien? u. dergl. m. Nachdem Dawan

dieſe Fragen beſtmöglich beantwortet hatte, ward er nach dem Hauſe des Schech oder Statthalters geleitet, welcher anſcheinend im Namen des Königs von Quiloa zu Moſambik regierte und Dawan freundlich und herzlich empfing. Dawan teilte dem Schech nun mit, wo die Portugieſen ſeien und wohin ſie gingen, und der Schech ſeinerſeits belehrte Dawan, daß beinahe die ganze Bevölkerung von Moſambik aus Mauren beſtehe, welche zumeiſt einen lebhaften Handel trieben, nicht allein in Gewürzen und Stoffen, ſondern auch in Gold, Elfenbein, Honig, Wachs u. ſ. w. Er fügte noch bei, er hätte ſehr große Luſt, die Schiffe der Fremden zu beſuchen, ließ dann Dawan einige Kokosnüſſe, Hühner, Feigen, Schaffleiſch und dergl. geben und bat ihn, mit dieſen Geſchenken für den Kapitän nach den Schiffen zurückzukehren und jenem zu ſagen, daß der Schech ihm einen Beſuch abſtatten werde.

Vasco de Gama beeilte ſich natürlich, das freundliche Entgegenkommen des mauriſchen Statthalters zu erwidern. Er ſandte Dawan zurück mit der Verſicherung, daß der Schech jederzeit, wann es ihm beliebe an Bord zu kommen, ſehr willkommen ſein werde, und daß den Portugieſen ſehr viel daran liege, ſich ſeiner Freundſchaft zu verſichern und mit ihm zu handeln, da ſie Fremdlinge aus einem fernen Lande ſeien; und gleichzeitig trug Vasco natürlich auch Sorge, dem Schech einige Geſchenke zuzuſchicken, worunter eine rote Mütze, einige ſchwarze Glasperlen, Korallen, meſſingene Schüſſeln und Glocken, Kleider u. ſ. w.

Als Dawan gleichzeitig mit Vascos Botſchaften dieſe Geſchenke dem Schech überreichte, betrachtete der braune Gewalthaber ſie mit verächtlichem Blick und fragte Dawan: warum ihm der Kapitän nicht einiges ſcharlachrote Tuch geſchickt habe. Dawan erwiderte, es

ſei keins an Bord und lud dann den Schech zu einem Beſuch auf den Schiffen ein.

„Wohlan denn, kehr zu dem Kapitän zurück," erwiderte der Schech, „und ſag ihm, daß ich dieſen Nachmittag kommen und ihm einen Beſuch abſtatten werde."

Dawan eilte nach den Schiffen zurück und überbrachte Vasco die Antwort das Statthalters, und Vasco gab nun den Befehl, daß man alsbald die umfaſſendſten Vorkehrungen treffe, um eine ſolch wichtige Perſon in einer ſeinem Stand und ſeiner Würde entſprechenden Weiſe zu empfangen.

Der Schech Saconja hielt Wort, denn kaum hatte Vasco de Gama zu Mittag geſpeiſt, ſo brachte ihm einer der Matroſen die Nachricht, daß mehrere Boote vom Lande ſtießen und in einem derſelben prächtig gekleidete Mauren zu erkennen wären. Der „San Raphael" war zum Empfang der Gäſte prächtig herausgeputzt; Flaggen und Wimpel flatterten von Maſt und Takelwerk; das Verdeck war mit ſchönen Teppichen belegt und mit einem hübſchen Zeltdach überſpannt, unter welchem Stühle und Bänke aufgeſtellt waren. Auf Vascos Befehl mußten alle Kranken und Siechen unter Deck bleiben und die übrige Mannſchaft ſich bewaffnen, falls die Mauren etwa Zeichen verräteriſcher Abſichten oder Gelüſte zeigen würden.

Paulo de Gama und Nicolau Coelho hatten ſich an Bord des „San Raphael" begeben, und ſämmtliche drei Kapitäne erſchienen in reicher Tracht mit koſtbaren Samtmänteln und Baretts mit Federn, ſtellten ſich auf dem Hinterdeck auf und erwarteten die Ankunft des Schechs. Die Kähne näherten ſich raſch dem Schiffe und Vasco de Gama vermochte bald zu ermitteln, daß das Fahrzeug, welches den Schech trug, eigentlich eine Art Floß war, hergeſtellt aus zwei zuſammengebundenen und mit einer Plattform aus darüber

gelegten Planken verſehenen und mit einem Zeltdach überſpannten Kähnen. Unter dem Zeltdach ſaß der Schech auf einem niedrigen mit reichem Seidenſtoff überzogenen Schemel und bei ihm waren zehn andere anſcheinend vornehme Mauren.

In dem Augenblick, wo die mauriſchen Boote an der Langſeite des „San Raphael" anfuhren, begrüßten die Trompeten ſie mit einer ſchmetternden Fanfare und die Matroſen halfen nun dem braunen Würdenträger und ſeinen Gefährten an Bord ſteigen, wo ihnen die beiden Gamas entgegentraten und ſie herzlich bewillkommneten. Da Paulo de Gama der ältere der beiden Brüder war, ſo hielt der Schech ihn irrtümlich für den Befehlshaber des Geſchwaders, ergriff deſſen Hand, legte ſie zum Beweis der Hochachtung auf ſeine Bruſt und ſprach einige halblaute Worte, welche die Kapitäne natürlich nicht verſtanden. Der Schech ward dann unter das Zelt geführt und ihm ein Stuhl angeboten, welcher mit einem ſchönen Teppich belegt war, während ſeine Begleiter dahinter auf einer langen Bank Platz nahmen. Vasco und Paulo ſetzten ſich hüben und drüben von ihrem Gaſte, hinter ſich den Mauren Dawan, welcher den Dolmetſcher machen ſollte, da er einſtweilen ſchon ſoviel Portugieſiſch aufgeſchnappt hatte, um ſich mit Vasco und ſeinen Leuten etwas unterhalten zu können.

Anfangs ſchwiegen beide Teile, der Schech um ſich keck und neugierig umzuſchauen, als ob er noch nie zuvor ein ſolches Schiff geſehen hätte, die Portugieſen, um ihre Gäſte mit Muße zu betrachten. Schech Saconja war ein ſchlanker hochgewachſener Mann von dunkler Hautfarbe, angenehmen Zügen und gewandtem Benehmen, mit großen ſchwarzen Augen und einem langen ſchwarzen Vollbart. Seine Kleidung beſtand in einer langen Jacke von gefälteltem rotem Samet, einem mit Gold- und Silberſpitzen beſetzten

blauen Mantel, weißen Pluderhoſen bis zum Knie, um die Hüften zuſammengehalten von einer breiten ſeidenen Schärpe, worin ein Dolch mit ſilbernem Griff ſteckte, und als Kopfbedeckung in einem ungeheuren bunten ſeidenen Turban, welcher mit goldenen Schnüren und Spitzen verziert war. Seidene Schuhe und ein Säbel mit ſilbernem Griff und ſilberner Scheide, welchen er in der Hand trug, vervollſtändigte ſeinen Aufzug, der bei dem würdevollen Benehmen Saconjas den Portugieſen ſehr imponierte. Auch die vornehmen Mauren, welche mit ihm gekommen und alle mehr oder minder reich gekleidet und ſchöne Männer waren und von denen mehrere eine ziemlich helle Hautfarbe hatten, machten einen würdevollen Eindruck. Zur Begleitung des Schechs gehörten auch einige Muſiker, welche Trompeten oder Hörner aus Elfenbein und andere merkwürdige Inſtrumente in den Händen trugen, mit welchen ſie den Fremden aufſpielen wollten.

Nachdem Saconja ſich das Schiff und ſeine Bemannung genugſam betrachtet hatte, ließ er ſich mit den Portugieſen in ein Geſpräch ein, welches Dawan verdolmetſchte und das ſich im weſentlichen um die Fragen handelte: ob ſie fremde Kaufleute und aus welchem Lande ſie ſeien und in welcher Abſicht ſie herkämen? Er hatte ſie, wegen ihrer weißen Hautfarbe, für Türken gehalten und erhielt nun den Beſcheid, ſie ſeien Portugieſen, Unterthanen eines der vornehmſten Könige der Chriſtenheit, und in der Abſicht gekommen, gegen ihre mitgebrachten Waaren andre einzutauſchen und den Weg nach Indien zu ſuchen, welchen ihnen jedoch ihre Lotſen nicht zeigen konnten. Und als der Schech hierauf nach den Waaren fragte, welche ſie ſuchten, und Vasco ihm Pfeffer, Zimt, Ingwer und ähnliche Gewürze zeigen ließ, winkte Saconja ſeinen Begleitern lächelnd zu und meinte, dieſe Waaren fänden ſie zu Moſambik in Menge und könne

er ihnen auch Lotsen verschaffen, die ihnen die Länder zeigten, wo sich noch deren mehr finden ließen. Auf die Frage, was für Waaren die Portugiesen zum Tausch mitgebracht hätten, zeigte man ihm Gold- und Silbermünzen, die ihm wohlgefielen, und er meinte, um dieses Geld könne man alles in der Welt kaufen.

Saconja ließ sich nun einige Stücklein auf den Trompeten vorblasen und verlangte die Waffen der Fremdlinge zu sehen, wovon man ihm Schwerter, Dolche, Lanzen, Hellebarden, Rüstungen, Armbrüste und Bolzen zeigte, welche er alle mit der größten Neugier und Bewunderung betrachtete und untersuchte. Er verlangte dann auch ihre Gesetzbücher zu sehen, erhielt aber den Bescheid, daß Vasco keine solchen mitgebracht habe, weil sie zur See unnütz seien.

Vasco erlaubte sich nun auch eine Reihe von Fragen an den Schech zu richten, z. B. wie weit es von Mosambik nach Indien sei? wo man das Land des Priesters Johannes finden kann, u. dergl. m., und erhielt den Bescheid: nach Indien rechne man eine Entfernung von neunhundert Seemeilen und das Land des Priesters Johannes liege gegen Mitternacht und weit landeinwärts, u. s. w.

Hierauf wurde den Gästen ein Imbiß von den besten Weinen und Speisen, welche man an Bord hatte, vorgesetzt, dem sie mit großem Appetit zusprachen und wovon sie sehr heiter und gesprächig wurden. Die Mauren blieben bis zum Sonnenuntergang und kehrten dann, offenbar sehr befriedigt von allem, was sie gesehen und gehört hatten, vom Bord des „San Raphael" wieder nach ihrer Insel zurück, nachdem Saconja unter vielen Freundschaftsbeteuerungen Vasco zwei Lotsen zu senden versprochen hatte, welche ihn wohlbehalten an sein Reiseziel bringen würden.

Die Stadt Mosambik bestand außer der Wohnung des Schechs und einer Moschee, welche Lehmwände und Bleidächer hatten, nur

aus ärmlichen Hütten mit Strohdächern und lag auf einer niederen sumpfigen Insel, war daher sehr ungesund, wie sich auch später erwies, als die Portugiesen hier eine ihrer Hauptniederlassungen gründeten, um auf ihren Reisen nach und von Indien hier anlegen zu können, wobei die europäischen Ansiedler eine große Sterblichkeit erfuhren.

Am folgenden Tag schickte Vasco den Mauren Dawan ans Land mit einigen Geschenken für den Schech, worunter einige Stücke Atlas, zwei rote Wollmützen, fünf flandrische Messer von feinem Stahl und ein Geldgeschenk für die Lotsen, welche der Schech ihm versprochen hatte. Dawan erhielt ferner den Auftrag, einige Kühe und Schafe und sonstige Lebensmittel, welche irgend zu haben waren, aufzukaufen. Dawan brachte aber nur die beiden Lotsen mit, welche jeder für die Reise dreißig Metikel Gold (etwa 60 Mark) und einen Kaftan von Scharlachtuch verlangten, welche ihnen auch bewilligt wurden; doch mußte den Lotsen auf ihr Verlangen das Geld vorausbezahlt werden, wogegen Vasco die Bedingung stellte, daß immer einer von ihnen an Bord bleiben müsse, wenn der Andere ans Land gehe. Die beiden Lotsen wurden behaglich im Vorkastell untergebracht und mit der größten Freundlichkeit behandelt, denn Vasco ahnte damals noch nicht, mit welchem Verrat sie seine Gastfreundschaft vergelten würden. Hinsichtlich der Lebensmittel aber berichtete Dawan, daß er nur etwas Getreide habe auftreiben können, dagegen erfahren habe, daß man sich weiter hin an der Küste Schafe, Kühe u. s. w. leicht verschaffen könne.

Als Dawan hierauf am folgenden Tage wiederum ans Land ging, um seine Einkäufe zu machen, nahm Schech Saconja ihn in [illegible]m Haus beiseite und holte ihn über die Portugiesen, ihre Kopf- [illegible]streitbaren Männern, ihre Bewaffnung, ihre Zwecke u. s. w.

in einer Weiſe aus, welche Dawan verdächtig war, um ſo mehr, als Saconja ihm auftrug, den Kapitän zu einem Beſuch am Lande und zur Ausſchiffung der Kranken und Siechen einzuladen, für deren Pflege er ſorgen wolle. Dawan teilte bei ſeiner Rückkehr dem Kapitän ſeinen Argwohn mit und bat ihn auf ſeiner Hut zu ſein, welche Warnung Vasco dankbar annahm. Mit den Kähnen, welche die gekauften Lebensmittel vom Lande herüber brachten, kamen eines Tags auch drei Abeſſynier aus dem Lande des Prieſters Johannes, mit welchen ſich Vasco durch ſeinen Dolmetſcher Fernao Martins unterhielt; da aber dieſe Leute teils unwiſſend waren, teils wegen der Verſchiedenheit des arabiſchen Dialekts, welchen ſie ſprachen, den Dolmetſcher nicht verſtanden, ſo konnte Vasco nicht viel Zweckdienliches erfahren. Dagegen warfen ſich dieſe drei abeſſyniſchen Chriſten in Gegenwart der Muhamedaner vor dem Bilde des Erzengels Gabriel auf dem Verdeck des Admiralſchiffes andächtig nieder, und dies entflammte in dem türkiſchen Schech den vollen Chriſtenhaß des Moslim und ſtärkte ihn und ſeine Ratgeber in dem Entſchluß, die ungläubigen Fremdlinge zu überfallen, ſich der koſtbaren Waaren und Waffen, der Schiffe und der Geldreichtümer derſelben zu bemächtigen und die Fremdlinge zu erſchlagen.

Saconja ließ in aller Stille vier mauriſche Schiffe, welche im Hafen vor Anker lagen, zum Angriff auf die beiden portugieſiſchen Schiffe bereit machen, und ſammelte die Mauren in der Stadt um ſich, um ſie zu einem Überfall der fremden Fahrzeuge zu veranlaſſen. Glücklicherweiſe ward Vasco de Gama durch Dawan von dieſem boshaften Anſchlag in Kenntnis geſetzt; da er ſich aber keine Feinde an dieſer Küſte machen und keinen üblen Ruf in dieſen Gegenden zurücklaſſen wollte, wäre er am liebſten ſogleich weiter geſegelt, wenn er nicht genötigt geweſen wäre, zuvor friſches Waſſer

einzunehmen. Da er aber nicht wußte, wo die fließenden Gewäſſer waren, in denen man Waſſer ſchöpfen konnte, und andererſeits ſich auf einen Angriff gefaßt machen mußte, ſobald er ſich dem Ufer nähere, ſo hielt es Vasco für das Geratenſte, es zuerſt in Güte mit dem Schech zu verſuchen und erſt dann, wenn dieſer Verſuch mißglücke, ein wohlbewaffnetes Boot zum Waſſereinnehmen auszuſenden.

Dawan ward zum dritten Mal ans Land geſchickt, um den Kapitän zu entſchuldigen, daß er Saconjas Einladung nicht annehmen könne, weil er von König Manuel die ausdrückliche Weiſung habe, ſein Schiff in keinem andern Lande zu verlaſſen als in demjenigen, zu deſſen Aufſuchung er ausgeſchickt ſei, und um den Schech zu befragen, wo man am beſten Waſſer einnehmen könne. Auf letztere Frage bezeichnete Saconja eine Stelle an der Küſte, wo die Portugieſen unfehlbar in einen Hinterhalt der Mauren gefallen wären, und Dawan kehrte nun mit einem neuen Beweis von der Hinterliſt und den böſen Abſichten des Schechs nach dem Schiffe zurück.

Jetzt blieb Vasco de Gama nichts anderes übrig, als eine gut bewaffnete Abteilung in einem Boote nach der Küſte zu ſchicken, damit ſie einen Fluß aufſuche, was allerdings mit einem großen Wagnis verbunden, aber unumgänglich war, weil man um jeden Preis Waſſer bekommen mußte. Coelho erbot ſich, dieſe Expedition zu führen, ſetzte das Boot aus, bemannte es mit zehn Matroſen und zwölf Armbruſtſchützen und bewaffnete es mit zwei kleinen Kanonen. Einer der vom Schech geſtellten Lotſen ſollte mitgenommen werden, um das Boot nach einem paſſenden Fluſſe zu führen, und Coelho verſprach, denſelben ſcharf im Auge zu behalten, damit er keine Verräterei treiben, noch Zeichen nach dem Lande geben könne.

Um Mitternacht ſtieß das Boot unter dem Schutze der Dunkelheit und unter Benutzung der Flut vom Schiffe ab, damit man nicht auf den Sandbänken an den Mündungen der Flüſſe ſich feſtfahre. Allein bald erkannte man deutlich, daß der mauriſche Lotſe ein falſches Spiel treibe, denn er wies die Portugieſen bald dahin, bald dorthin unter dem Vorgeben, ihnen einen Fluß zu zeigen, wo man Waſſer ſchöpfen könne; aber hiermit war nur die Zeit vergeudet worden, ſo daß, ehe Coelho das falſche Spiel bemerkte, die Ebbe eingetreten war und das Boot Gefahr lief, auf den Untiefen am Strande aufzufahren, was der Lotſe wahrſcheinlich herbeiführen wollte. Die Matroſen ruderten daher aus Leibeskräften und es gelang ihnen, wieder in die Bucht hinauszukommen, worauf ſie voll Ingrimm verlangten, daß man den verräteriſchen Lotſen alsbald niederhaue. Coelho ſelbſt war ſehr verſucht, den Elenden auf der Stelle zu beſtrafen, wollte aber Vasco de Gama nicht vorgreifen, welcher vielleicht den Verräter am Maſte aufknüpfen zu laſſen wünſchte, zur Warnung für Andere; er befahl daher nach den Schiffen zurückzurudern. Mittlerweile war der Tag angebrochen, und in einem Augenblick, wo der Lotſe ſich unbeobachtet ſah, ſprang er über Bord, tauchte mehrmals unter, ſchwamm unter dem Waſſer ein Stück weit fort, ſo daß er bald außer der Schußweite der Armbrüſte war, worauf er mit mächtigen Schlägen dem Ufer zuſchwamm. Coelho verfolgte den Flüchtling zwar eine W[illegible]em Boote, mußte ſich aber überzeugen, daß er demſelb[illegible] anhabe[illegible] könnte, denn der Strand wimmelte bereits v[illegible] Naure[illegible] welche das näher kommende Boot mit einer[illegible] Pfeil[illegible] und Steinen aus Schleuderſchlingen empfinge[illegible] unverrichteter Dinge nach dem „San Raphael“

Vasco de Gama mußte ſich nun entſcheiden, ob er das Städtchen des Schechs angreifen, oder ſeine Reiſe fortſetzen ſollte; erſteres wäre ihm leicht und wohl auch am meiſten nach ſeinem Geſchmack geweſen, denn er war ſehr erboſt über die Heimtücke des Schechs und des Lotſen, und er konnte ja mit ſeinen Kanonen die Häuſer leicht in Brand ſchießen; allein er wollte nicht, daß ſich der Küſte entlang das Gerücht verbreite, die Portugieſen ſeien nur gekommen, um zu morden, zu plündern und zu ſengen und zu brennen. Er ließ daher den andern Lotſen in Eiſen legen und beſchloß ſeine Reiſe fortzuſetzen. In dem Augenblicke aber, wo er unter Segel gehen wollte, ſah Vasco einen Kahn mit vier Kaffern und einem Mauren von der Küſte abſtoßen und ſich unter Aufhiſſung einer Friedensflagge nähern. Der „San Raphael“ legte daher bei und der Maure kam an Bord und meldete von ſeiten des Schechs Saconja, dieſer ſei ſehr erſtaunt darüber, daß die Portugieſen ſeinen Lotſen hätten umbringen wollen und nun ſo plötzlich aufzubrechen gedächten, und Saconja verſpreche dafür zu ſorgen, daß, wenn irgend einer ſeiner Unterthanen ſich vergangen habe, derſelbe nach Verdienſt beſtraft werden ſollte. Daraufhin wollte Vasco den Dawan mit einer freundlichen Botſchaft nach Moſambik ſchicken; weil aber Dawan dieſen Auftrag nicht übernehmen wollte und der Rache des Schechs zum Opfer zu fallen fürchtete, ſo beauftragte Vasco einen der mitgebrachten Strafgefangenen, namens Joao Machado, mit der Beſtellung dieſer Botſchaft und hieß ihn in Moſambik bleiben, bis er aus Indien zurückkehre, und Machado mußte wohl oder übel dieſen Auftrag übernehmen und dem Schech das verräteriſche und tückiſche Gebahren des mauriſchen Lotſen mitteilen.

Die beiden Schiffe lichteten nun die Anker, ſtachen in See und

nahmen mehrere Mauren und Neger mit, welche den Portugiesen in die Hände gefallen waren. Beim Auslaufen geriet der „San Raphael" zwar auf eine Sandbank, ward aber durch die vereinten Bemühungen der Mannschaften beider Schiffe wieder flott gemacht, ehe die Mauren aus diesem Unfall Vorteil ziehen konnten.

Bevor wir Vasco de Gama auf seiner Weiterreise begleiten, wollen wir noch in Kürze erzählen, wie es dem zwangsweise nach Mosambik geschickten Strafgefangenen Joao Machado erging. Weit entfernt ihn enthaupten zu lassen, behielt der Schech ihn im Hause, behandelte ihn gut und unterhielt sich oft mit ihm, da Machado ein wenig Arabisch verstand. Dieser wußte sich allmählich bei dem Schech in Gunst zu setzen und erhielt die Erlaubnis, unangefochten in Mosambik zu bleiben, so lange es ihm gefalle. Als der „San Raphael" auf den Grund geriet, benützte ein anderer Strafgefangener namens Rodriguez, einer von Machados Freunden, die Gelegenheit, während der Verwirrung vom Schiffe zu entfliehen und ans Land zu schwimmen, wo er Machado aufsuchte und von diesem und dem Schech freundlich aufgenommen wurde. Nach längerem Aufenthalt in Mosambik starb Rodriguez daselbst und sein treuer Freund beerdigte ihn mit der Erlaubnis des Schech am Ende der Insel und pflanzte ihm ein rohes Kreuz auf das Grab. Da Machado sich bald geläufig in der Sprache der Mauren ausdrücken lernte und ein Mann von stattlichem Aussehen, angenehmen Manieren und vielem Verstande war, so machte er sich bei dem Volke ebenso beliebt, wie bei dem Schech. Er erzählte den Mauren, wie reich und mächtig der König von Portugal und wie fest entschlossen er sei, so lange Flotten nach Indien zu schicken, bis er es erobert habe, worauf der Schech sich eines Andern besann und sich vor-

nahm, ſeinen Mißgriff ſo bald als möglich wieder gut und die Portugieſen ſich zu Freunden zu machen. Machado reiſte ſpäter an der ganzen Küſte herum von Land zu Land und kam zuletzt auch nach Indien; er trieb Handel, wurde reich nnd erwarb ſich die höchſte Achtung von ſeiten der Mauren, unter denen er lebte.

## Achtes Kapitel.

# Vasco de Gama erreicht Mombaza.

Der Wind war anfangs den Caravellen gar nicht günſtig, ſo daß ſie nach einer Fahrt von kaum einer Seemeile von Moſambik bei einer kleinen unbewohnten Inſel, San Jorge, wieder vor Anker gingen. Vasco de Gama ließ hier landen, einen Altar errichten und Meſſe leſen, Beichte abnehmen und am folgenden Tage, einem Sonntag, das heilige Abendmahl reichen, was auf ſeine aufgeregte und unzufriedene Mannſchaft einen beruhigenden Eindruck machte.

Nach einem mehrtägigen Kampf mit widrigen Winden und einer heftigen widrigen Strömung, welche die Schiffe ſogar vier bis fünf Seemeilen ſüdwärts vom Kap Mokamba zurückgetrieben hatten, und nachdem er mit Hilfe der mitgenommenen Mauren und Neger ſich auch friſches Waſſer verſchafft hatte, ehe der Schech die Brunnen beſetzen ließ, ſetzte Vasco de Gama ſeine Reiſe der Küſte entlang fort. Er war nämlich einigermaßen in Verlegenheit, ob er ſich dicht an die Küſte halten oder kühn in die hohe See hinausfahren und nach Indien ſteuern ſollte, denn von dem erſten mauriſchen Lotſen und einem zweiten, den ihm der Schech zum Erſatz für den entlaufenen geſandt hatte, konnte er nur wenig Belehrung erhalten, und an das, was er erfuhr, konnte er nicht glauben. Der

letzte Lotse hatte einen tötlichen Haß auf die Portugiesen geworfen, da man ihn in Fesseln gelegt und später ausgepeitscht hatte, weil er die beiden Schiffe zwischen eine Inselgruppe, etwa 60 Seemeilen nördlich von Mosambik, geführt und diese für eine Landspitze ausgegeben hatte, um die Schiffe hier Schiffbruch leiden zu lassen. Dafür ließ Vasco ihn auspeitschen und nannte diese Eilande die Insel des Gepeitschten, Ilhas do Azoudato. Dieser Lotse trug sich nun dafür mit dem teuflischen Plane, die beiden Schiffe womöglich ins Verderben zu führen. Er erzählte Vasco von einer Stadt Kiloa (Quiloa), welche wenige Tagereisen weiter nördlich an der Küste gelegen und halb von Mauren, halb von Christen bewohnt sei. Letzteres war erlogen, denn die Stadt Kiloa war wohl vorhanden, aber keine Christen in ihr ansässig, und der tückische Lotse wollte Vasco nur nach Kiloa locken, um dort die Mauren gegen ihn aufzuhetzen und Rache an den Portugiesen zu nehmen. Dawan aber, welcher den Lotsen genau beobachtete und dem Kapitän treu ergeben war, warnte Vasco dringend, ja nicht in Kiloa anzulegen, sondern dem Lotsen in allen Stücken zu mißtrauen. Hierauf ließ Vasco den Lotsen rufen und erklärte ihm rundweg, wenn den Schiffen irgend ein Unfall zustoßen oder sie auflaufen würden, so lasse er ihm beide Augen ausstechen.

Dies half; die beiden Schiffe kamen, von der Meeresströmung fortgetrieben, in der Nacht vor Kiloa vorüber, aber ein heftiger Wind sprang auf und warf die Schiffe so sehr hin und her, daß sie kaum ihren Kurs halten konnten, und als sie endlich so gut wie möglich auf ihrem Striche steuerten, geriet eines Morgens vor Tag Paulo de Gamas Schiff, der „San Gabriel," plötzlich auf eine Sandbank, welche ungefähr sechs Meilen von der Küste hinlief. Paulo beeilte sich, seinem Bruder Notsignale zu geben, und dieser

ſteuerte auch unverweilt heran um Hilfe zu bringen. Vasco bemerkte zu ſeinem Vergnügen, daß es tiefe Ebbe war, und glaubte zuverſichtlich, das Schiff werde mit dem Eintritt der Flut wieder flott werden. Bei Tagesanbruch lag der „San Gabriel" auch ganz trocken auf der Sandbank und gleich darauf kamen einige Mauren in einem Kahn zu den Schiffen herangerudert und brachten ſüße Orangen zum Verkauf, welche den Portugieſen ſehr willkommen waren. Dieſe Mauren verſicherten Vasco, daß dem Schiff keine Gefahr drohe, weil es mit der hohen Flut von ſelbſt wieder flott werden würde, und das war denn auch der Fall, ſodaß die beiden Caravellen ihre Fahrt fortſetzen konnten, und mehrere von dieſen Mauren mit nach dem benachbarten Hafen Mombaſa nahmen, wo ſie auf Anraten des Lotſen landen ſollten, weil die Stadt Mombaſa (heutzutage Mombas) einen guten Hafen habe und nur von Chriſten (Abeſſyniern) und Indiern bewohnt ſei.

Am 7. April langten die beiden Schiffe auf der Höhe von Mombaſa an. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer kleinen, durch mehrere Flußmündungen gebildeten und von zwei Landſpitzen eingeſchloſſenen Bucht, auf einer Koralleninſel, unter 4,4 Grad ſüdl. Breite, ſodaß man ſie nicht eher gewahr wird, als bis man in die Mündung der Bucht einläuft; aber ſie hat den beſten Hafen an der ganzen Küſte. Vasco bemerkte dies alsbald und ebenſo auch daß die Stadt maleriſch auf dem Gipfel und den Abhängen eines Felſenhügels liegt, daß viele der Häuſer gut gebaut und von Stein waren, daß die Umgebungen eine reiche Mannigfaltigkeit der Landſchaft, Baumgärten voll Orangen, Limonen, Zitronen, Feigen, Granatäpfeln u. ſ. w., fette Wieſen und Weidengründe mit weidenden Heerden von Rindern und Schafen zeigten. Da aber die Stadt nur über einige Untiefen zu erreichen und Vasco im Zweifel war,

ob er auch von dem Herrſcher und der Bevölkerung von Mombaſa freundlich aufgenommen werden würde, ſo ging er in einiger Entfernung von der Inſel vor Anker.

Von den an Bord des „San Gabriel" aufgenommenen Mauren hatte er mancherlei über die Stadt erfahren: daß ſie einen guten Hafen und einen lebhaften Handel namentlich in Honig, Wachs und Elfenbein mit der benachbarten Küſte habe, daß ſie vorherrſchend von Mauren von hellerer und dunklerer Färbung bewohnt, daß die Einwohner reich und gut gekleidet ſeien, beſonders die Frauen, welche meiſt in Seide gekleidet gingen; daß die Häuſer von innen ſo hübſch als von außen, die Straßen breit und von ſchmuckem Anſehen ſeien, und daß man in der Stadt, welche von einem eigenen unabhängigen König regiert werde, Lebensmittel aller Art, vornehmlich Reis und Hirſe, in Hülle und Fülle, und ebenſo auch viele Chriſten finde, welch letzteres übrigens unwahr war.

Aus allen dieſen Gründen war Vasco de Gama ſehr begierig, mit Mombaſa in Verkehr zu treten, ſich den König zu befreunden, mit ihm in Tauſchhandel zu treten und womöglich den beſten Weg nach Indien zu ermitteln, wohin zu kommen es ihn immer mehr verlangte. Leider aber ſollte er hier wiederum nur derſelben Hinterliſt und Verräterei begegnen, welche ſeinen Verkehr mit den Bewohnern der afrikaniſchen Küſte ſo oft bezeichnet hatten. Der heimtückiſche Schech Saconja von Moſambik hatte nämlich bereits einige ſchnellſegelnde Schiffe nach Mombaſa vorausgeſchickt, um den König zu verwarnen, daß die Portugieſen Chriſten ſeien, und der König von Mombaſa war bereits entſchloſſen, den Fremdlingen, falls ſie [illegible] würden, einen ſchlimmen Streich zu ſpielen, zu [illegible] derſelben Heuchelei bediente, wie der Schech



266910B

Die beiden Caravellen waren kaum vor Anker gegangen, so schickte der König ihnen einige Bootsladungen Lebensmittel aller Art: Schafe, Hühner, Zuckerrohr, Limonen, Zitronen und ganz besonders süße große Orangen, welche namentlich für die Kranken höchst willkommen waren. Vasco mißtraute zwar den Schilderungen, welche ihm die Mauren von der Stadt gemacht hatten und traf alle Vorkehrungen, um sich gegen einen Überfall zu schützen; allein dennoch konnte ja an ihren Aussagen etwas Wahres sein, und er wollte sich womöglich den König zum Freunde machen, da er keine Ahnung von der Warnung hatte, welche dem König von dem Schech Saconja zugegangen war; auch glaubte er, daß Christen, die jedenfalls freundlich gegen ihn sein würden, in Mombasa wohnten.

Als er daher dieses freiwillige Geschenk an Lebensmitteln erhalten hatte, ließ er sogleich die Masten beflaggen und die Trompeten blasen, um dem König zu zeigen, daß er in freundlicher Absicht komme; und nun stieg ein reichgekleideter Maure von ehrwürdigem Aussehen und mit einem langen wallenden weißen Bart an Bord und überbrachte Vasco eine Botschaft von dem König, welcher ihn zu Mombasa willkommen hieß, um die Erlaubnis bat, an Bord der Schiffe zu kommen und Vasco nicht nur einlud, in den Hafen einzulaufen und sich in der Stadt umzusehen, sondern ihm auch zugleich zwei Lotsen mitschickte, welche seine Schiffe wohlbehalten über die Barre hinweg in den Hafen bringen sollten.

Vasco sandte den alten Mauren mit einer freundlichen Antwort und reichen Gegengeschenken an den König zurück; allein kaum war dieser mit seinem Boot abgefahren, so kam von der Insel her ein anderes großes Boot herangerudert, worin mindestens hundert bis an die Zähne bewaffnete Mauren waren, welche nicht sobald den „San Raphael“ erreicht hatten, als sie alle an Bord kommen

wollten. Allein Vasco gestattete nur, daß sie vier auf einmal und ohne ihre Waffen heraufkamen und erklärte ihnen zugleich, die Portugiesen seien Fremdlinge und durch Erfahrung argwöhnisch gemacht worden. Die Mauren dagegen meinten, sie kommen nur deshalb bewaffnet, weil dies die unwandelbare Sitte ihres Landes sei; sie ließen sich die Kuchen und den Wein vortrefflich munden, womit Vasco sie bewirten ließ, und versicherten diesen, ihr König sei sehr erfreut über die Ankunft der Schiffe und gedenke diese nicht nur zu besuchen, sondern auch mit Gewürzen zu beladen, und die zahlreichen Christen in Mombasa werden sich ebenfalls über die Ankunft ihrer Glaubensbrüder freuen.

Diese List hätte nahezu Vascos Argwohn und Furcht vor einer ihm gelegten Falle beschwichtigt, um so mehr als am folgenden Morgen einige Mauren von sehr heller Hautfarbe zu den Schiffen herauskamen, sich für Christen ausgaben und unter anderen Botschaften vom Könige auch die Bitte brachten, es möchten einige von den Portugiesen ans Land kommen und die christlichen Einwohner besuchen. Vasco de Gama bediente sich aber auch hier wieder zweier von den mitgebrachten Gefangenen, welche er gewöhnlich zu solchen gefährlichen Aufträgen verwendete, und schickte sie mit den angeblichen Christen von Mombasa ans Land. Hier wurden die beiden beim Landen von Scharen gut gekleideter Leute von beiden Geschlechtern empfangen, neugierig angestaunt und nach dem Königspalaste geführt, wo man sie durch verschiedene ängstlich bewachte Thore vor den König brachte. Dieser nahm sie sehr artig

und ließ sie durch den alten weißbärtigen Mauren, der eine

marschall oder Haushofmeister zu sein schien, in der Stadt

dem Bedeuten, sie dürften ohne Bezahlung alles

hätten.

Auf ihrer Wanderung durch die breiten Straßen der wohlgebauten Stadt, welche sie lebhaft an Lissabon erinnerte, sahen die beiden Boten an vielen Stellen gefesselte Männer an die Häuser angekettet und hielten dieselben für Christensklaven, wagten aber nicht zu fragen. Endlich lud man sie ein, in ein großes stattliches Gebäude zu treten, auf dessen Schwelle sie von mehreren stattlichen, gutgekleideten Männern von heller Hautfarbe bewillkommt und ins Innere geführt wurden, wo diese Leute sich den Strafgefangenen für Christen ausgaben, und zum Beweis dafür Rosenkränze mit Kruzifixen vorwiesen und küßten und auch eine bildliche Darstellung des heiligen Geistes zeigten, vor welcher sie auf die Knie fielen. Nachdem die beiden Gäste mit Reiskuchen, Butter, Honig und Obst bewirtet worden waren, lud man sie zum Übernachten in diesem Hause ein, welchem sich aber ihr Führer, der alte Maure, widersetzte und dafür die Sträflinge nach dem Königspalaste zurückführte, wo sie schliefen.

Am andern Morgen bemühte sich der König — er hieß Schahho ben Mischham — selber, ihnen seine reichen Vorräte von Gewürzen wie Ingwer, Pfeffer, Nelken zu zeigen, und ihnen zu sagen, er habe außerdem noch einen Überfluß an Gold und Silber, Bernstein, Ambra, Wachs und Elfenbein, welche er wohlfeil an die Portugiesen verkaufen würde. Hierauf kehrte einer der Sträflinge an Bord des „San Raphael" zurück und erzählte Vasco, was er gesehen hatte, und der Kapitän war einigermaßen beruhigt über die Rückkehr des Boten mit heiler Haut und über das freundliche und zuthunliche Betragen der Mauren, welche noch immerfort zu den Schiffern herauskamen und Geschenke und Freundschafts-Beteuerungen vom König brachten. Der andre Sträfling war, wie Vasco de Gama befohlen hatte, in Mombasa zurückgeblieben.

Als der König zwei Lotsen an Bord schickte, um die Caravellen in den Hafen hineinzusteuern, wagte Vasco de Gama in denselben einzulaufen, im Vertrauen auf seine Kanonen und Armbrustschützen mit denen er sich gegen einen etwaigen Angriff verteidigen und die Mauren für jeden Versuch einer Verräterei büßen lassen konnte. Am andern Morgen wollten die Lotsen die Caravellen in den Hafen bringen, als die Flut kaum erst eingetreten war, also unverkennbar in verräterischer Absicht, damit die Schiffe auf eine Untiefe auffahren sollten. Der alte weißbärtige Maure, welcher mit einigen Bewaffneten herausgekommen war, sollte mit seinem Boote voranfahren. Allein kaum waren die Anker emporgewunden und die Segel ausgesetzt, so zeigte sich, daß der „San Raphael" aufgefahren war, denn man konnte ihn nicht einmal wenden und er saß mit dem Stern fest auf der Sandbank. Augenblicklich ward der Anker wieder ausgeworfen, die Segel eingerefft und der andern Caravelle der Befehl gegeben beizulegen. Der alte Maure, dessen wirkliche Absicht nur die gewesen war, die Schiffe auffahren zu machen, hielt seinen Anschlag für gelungen und ruderte schnell dem Lande zu; und gleichzeitig ersah einer der Lotsen aus Mombasa die günstige Gelegenheit, sprang über Bord und schwamm einem der mauriſchen Kähne zu, welcher ihn bald auffing und wohlbehalten ans Land brachte. Der andre Lotse aus Mombasa ward ergriffen, ehe er noch dem Beispiel seines Kameraden folgen konnte, und Vasco de Gama konnte nun nicht länger mehr darüber im Zweifel sein, daß hier ein Komplott zwischen den aus Mosambik mitgebrachten Mauren und denjenigen von Mombasa bestand, welches auf die Zerstörung der beiden Schiffe abzielte. Er ließ daher auch die Lotsen aus Mosambik aufs Verdeck bringen und verhören, aber sie verweigerten die Antwort; als man ihnen aber siedend heißes Fett

auf den Rücken ſpritzte, krümmten ſie ſich vor Schmerz und geſtanden, daß ſie mit den Mauren von Moſambik im Einverſtändnis ſeien und der König die Abſicht habe, die Schiffe auf Untiefen zu bringen und zu überfallen, alle Portugieſen niederzumetzeln und ſich der Caravallen und ihrer Ladung zu bemächtigen. Ein andrer Maure, welcher noch an Bord war und nach Vascos Anſicht ebenfalls mit im Komplott ſein mochte, ward mit Handſchellen gefeſſelt, ſprang aber ebenfalls über Bord und entwiſchte trotz ſeiner gebundenen Hände glücklich.

Der „San Raphael" ward mit Einbruch der nächtlichen Flut wieder flott, allein der im Sand ſteckende Anker konnte nicht gehoben werden, obwohl die Mannſchaft die ganze Nacht hindurch daran arbeitete. Die tückiſchen Mauren hatten das ebenfalls bemerkt, ſo lange noch der Mond ſchien, und einige Boote mit Bewaffneten herausgeſandt, welche nun unter dem Schutze der Dunkelheit das Ankertau zu kappen verſuchten, damit das Schiff von der Flut auf den Strand getrieben werde. Der „San Gabriel" ſetzte zwei Boote aus, um die Mauren zu vertreiben, allein ehe dieſe an Ort und Stelle kommen konnten, waren die Mauren heruntergeſprungen und nach ihren eigenen Booten geſchwommen. Das Kabel aber ſchien bereits genug beſchädigt worden zu ſein, denn es zerriß jetzt, als man einen neuen Verſuch zum Emporwinden des Ankers machte, und man mußte dieſen im Sande ſtecken laſſen. Dieſen Anker gruben die Mauren ſpäter aus und pflanzten ihn als Merkwürdigkeit am Thor des Königspalaſtes auf, wo ihn einige Jahre ſpäter der portugieſiſche Seefahrer Don Francesco de Almeida ſah. Da man aber befürchtete, die Mauren könnten, nachdem es ihnen nicht gelungen war die Caravellen zum Stranden zu bringen, einen Verſuch machen, dieſelben in Brand zu ſtecken, ſo wurden die Kanonen

ſo gerichtet, daß ſie etwa heranrudernde Kähne in den Grund bohren konnten, und dies und die ſtrenge Wacht, welche die Portugieſen die ganze Nacht hindurch hielten, mochte die Mauren ſoweit einſchüchtern, daß ſie dieſen Anſchlag aufgaben. Mit Einbruch der Ebbe aber und mit dem grauenden Morgen gingen die Caravellen wieder unter Segel und ſteuerten in nordöſtlicher Richtung der afrikaniſchen Küſte entlang.

## Neuntes Kapitel.

# Aufenthalt in Melinda.

Bereits war die Hälfte der Mannſchaft dem Skorbut erlegen, allein Dank den in Mombaſa erhaltenen friſchen Lebensmitteln genaſen die Kranken bald und die Fahrt ging glücklich von ſtatten. Eines Nachmittags ward man zweier Samboken anſichtig, welche auf die Küſte zu hielten. Vasco ließ ſie ſogleich verfolgen und brachte auch die eine davon glücklich auf; die andere aber war zu flink für ihn, lief in einer kleinen Einbucht ein und entkam. Das aufgebrachte Fahrzeug hatte eine Ladung Elfenbein und verſchiedene Waren an Bord und gehörte einem alten Mauren namens Dias, welcher ein hübſches junges Weib und vier andere junge Mädchen, wahrſcheinlich Freundinnen und Dienerinnen jener Neuvermählten, ſowie eine große Kiſte an Bord hatten, welche, wie ſich bald herausſtellte, mit Geſchmeide, Juwelen und einer Anzahl Gold- und Silbermünzen gefüllt war. Vasco beſchloß einige von dieſen Mauren mitzunehmen, worunter den alten Schiffer und ſein junges Weib; die anderen durften in dem Sambok in Frieden weiterziehen. Er verſuchte unter ſeinen Gefangenen einen Lotſen zu finden, welcher ſeine Schiffe führen könne, denn der Lotſe aus Moſambik ward noch immer in Ketten gehalten; allein dieſe Mauren erklärten ſämtlich, daß ſie ſein Schiff nicht zu lotſen verſtänden und wenn er ſie auch

auf die Folter lege. Es gelang aber auch ohne ihre Hilfe trefflich weiter zu kommen, denn Wind und Wetter waren günstig, und nach drei Nächten und zwei Tagen erreichten die Schiffe am 14. April Melinda, eine Stadt, von welcher sie allerlei Wundersames gehört hatten, etwa 60 Seemeilen von Mombasa entfernt, und auf deren Anblick Vasco sehr begierig war. Seither hatte er im Verkehr mit den Fürsten und Einwohnern längs der afrikanischen Küste nur Hinterlist und Verrat getroffen und schon zu zweifeln begonnen, ob er jemals Freundschaft und Aufrichtigkeit unter denselben finden oder eine zuverlässige Auskunft über sein Reiseziel erhalten könne; allein in Melinda wurden seine Erwartungen übertroffen.

Als nämlich die Schiffe auf der Rhede in einiger Entfernung vom Strande vor Anker gingen, wo ein guter Hafen nicht vorhanden zu sein schien, entfaltete sich vor den Blicken Vasco de Gamas, welcher auf dem Quarterdeck stand, ein herrlicher Anblick. Hart am Wasserrande stieg ein felsiges Riff wie ein natürlicher Hafendamm und Staden aus der See auf, woran jedoch die Wogen so heftig brandeten, daß man mit den großen Schiffen sich nicht dorthin wagen konnte. Hinter dem Riff, auf einer breiten, offenen, fruchtbaren Ebene, stand die Stadt, mit vielen schönen steinernen Häusern von zwei und drei Stockwerken, mit vielen Fenstern und flachen Dächern, über welche da und dort die Kuppel einer Moschee emporragte. Die ganze Stadt war mit einer Mauer umgeben, davor die wirklich schönen und ausgedehnten Vorstädte und weiterhin, jenseit der Stadtmauern die Hügel mit ihren Hainen von anmutigen Palmen, mit ihren Gärten voll der feurigsten buntesten Blüten, die Obstgärten voll Orangen, Bananen, Feigen und anderen Fruchtbäumen der heißen Zone; zwischen hinein das frischeste Grün saftiger Wiesen,

und allenthalben eine Landſchaft voll Schönheit und tropiſcher Üppigkeit.

Auf der Rhede vor der Stadt lag eine Anzahl ſeltſam ausſehender Fahrzeuge, welche Vasco mit Recht für mauriſche Kauffahrer hielt, die zwiſchen Melinda und den verſchiedenen Punkten der Küſte und ebenſo auch mit den entfernteren Häfen Aſiens Handel trieben.

Die Portugieſen waren ganz entzückt, daß ſie ſich in der Nähe einer Stadt befanden, welche an Umfang und ziviliſiertem Ausſehen kaum hinter Liſſabon zurückzuſtehen ſchien,*) und Vasco de Gama ließ zum Danke gegen Gott für ſeine glückliche Ankunft daſelbſt Meſſen auf dem Verdeck leſen, denn er hoffte zuverſichtlich, hier Lotſen zu finden, die ihn nach Indien bringen könnten, und er brannte vor Ungeduld, mit dem Beherrſcher der Stadt in Verkehr zu treten.

Anfangs ſchien man von der Ankunft der Caravellen gar keine Notiz zu nehmen: es kamen weder Boote heraus, um die Schiffe zu beſuchen, noch bemerkte man eine ungewöhnliche Bewegung am Lande. Die Bewohner von Melinda fürchteten ſich, wie man ſpäter vernahm, vor den Portugieſen und hatten dieſe im Verdacht räuberiſcher Abſichten. Noch ehe Vasco aber mit ſich einig war über ſein Verhalten, kam der alte Dias, welchen man von ſeinem Sambok aus mitgenommen hatte und den es drängte, mit ſeinem jungen Weib nach Hauſe zu kommen, zu dem Kapitän.

„Herr", hub er an, „ich ſehe vier chriſtliche Schiffe aus Indien

*) Melinda oder Malindi war in der That eine ſehr bedeutende Stadt und von 1505 bis nach 1635 im Beſitz der Portugieſen; dann aber wurde es von den Gallas zerſtört und iſt heutzutage nur noch ein Trümmerhaufen an der Mündung des Sabaki-Stromes.

dort auf der Rhede vor Anker liegen, und ich weiß, daß es in Melinda viele christliche Händler gibt. Wenn Du mich ans Land bringen lassen willst, so verpflichte ich mich, als Lösegeld für mich einige christliche Lotsen zu dingen, und hoffe, daß Du in Deiner Güte und Großmut mich dann mit meinem Weibe wirst ziehen lassen."

Vasco vertraute dem alten Mauren und ging auf seinen Vorschlag ein; er ankerte mit seinem Schiffe etwas näher an der Küste und ließ Dias auf einer Felseninsel der Stadt gegenüber ans Land setzen, worauf alsbald ein Boot von Melinda abging, um ihn abzuholen. Dias wurde sogleich zum Könige geführt, welcher der mächtigste Monarch an der ganzen Küste war und in einem Palast wohnte, dessen sich kein europäischer Fürst hätte schämen dürfen. Dias berichtete nun, woher die Schiffe kämen und was sie in einer so großen Entfernung von Hause suchten; wie feindselig und tückisch die Portugiesen in Mosambik und Mombasa behandelt worden seien und wie großmütig sie sich enthalten hätten, für den Verrat der Fürsten Rache an den Städten zu üben.

Hierauf schickte der König von Melinda, welcher mit dem König Schahho ben Mischham von Mombasa in Fehde lag und über Dias Mitteilungen sehr erfreut war, sogleich ein mit Obst und Lebensmitteln beladenes Boot als Freundschaftsbeweis nach dem San Raphael hinaus und ließ gleichzeitig auf den Mauern der Stadt Flaggen entfalten, welches Kompliment Vasco durch Aufhissen von Flaggen und Wimpeln an den Masten erwiderte. Der König schickte auch sogleich einen Boten an den Kapitän ab und ließ ihn einladen, in den Hafen hereinzukommen, worauf Vasco de Gama den Mauren Dawan, in welchen er großes Vertrauen setzte, an den König abschickte, um demselben zu danken und zugleich zu ermitteln, ob es dem König mit seinem Entgegenkommen Ernst sei. Dawan ging

denn auch in seinem langen roten Kaftan ans Land, richtete seine Botschaft aus und meldete dem König, die Schiffe würden in den Hafen einlaufen, sobald der Pilot dies für möglich halte. Der König fand Gefallen an Dawan und unterhielt sich lange mit ihm; dann berief er seine Räte und Großen und beriet sich mit ihnen, ob er die Fremdlinge willkommen heißen sollte und ob es ratsam sei, sie in den Hafen zu lassen. Beide Fragen wurden einstimmig bejaht, denn seine Räte meinten, die Portugiesen schienen wackere Leute zu sein — seien sie es aber nicht, nun dann seien die Streitkräfte des Königs stark genug, sie zu vertreiben.

Nachdem Dawan im Palast reichlich bewirtet und über Nacht behalten worden war, kehrte er am andern Morgen in Begleitung des obersten Priesters an der Moschee, eines Mannes von hoher Würde und Bedeutung, welchen der König als seinen Gesandten an Vasco de Gama schickte und mit einer ganzen Bootsladung voll Schafe, Geflügel, Orangen, Zuckerrohr, Gemüse u. s. w. als zweitem reichlichem Geschenke des Königs, nach den Schiffen zurück. Vasco begrüßte den Priester herzlich und ließ ihm einen Imbiß vorsetzen und mittlerweile berichtete Dawan ihm über alles, was er in Melinda gesehen hatte, erzählte ihm von den geräumigen und angenehmen Straßen, den schönen Häusern, dem stattlichen Menschenschlag mit der sehr dunklen Hautfarbe und den langen lockigen Haaren, von den vielen fremden Kaufleuten in der Stadt, Schwarzen sowohl als Arabern, deren Aussehen und feine Manieren er eingehend beschrieb: wie sie am Oberleibe nackt seien bis zur Hüfte, von wo an sie eine Art Weiberrock von Seide oder feiner Baumwolle, durch eine seidne Schärpe festgehalten, und auf dem Kopfe einen großen bunten Turban, mit Seide und Gold gestickt, im Gürtel aber Dolche und Schwerter mit reich gearbeiteten Griffen und Scheiden tragen, manche auch

Bogen und Köcher führten; wie dieſe Araber ſeltſamerweiſe alle linkshändig zu ſein ſchienen und ſich auf ihre Reiterkünſte viel zu Gute thäten.

Auch von den Bazaren wußte Dawan viel zu erzählen, in denen nicht nur Obſt und Getreide, ſondern auch Elfenbein, Wachs, graue Ambra, Gewürze und koſtbare Arbeiten aus Gold und Elfenbein zu haben ſeien und von den indiſchen Kaufleuten um Kupfer, Queckſilber und Baumwollſtoffe eingetauſcht würden. Ferner hatte er viele Kaufleute geſehen, welche Chriſten ſeien, und ſchließlich berichtete er über den König, einen ſtattlichen gütigen Herrn, der auf hohem Fuße lebe und ein großes Gefolge von Höflingen und Dienern habe.

Das freundliche Entgegenkommen des Königs freute Vasco de Gama ſehr, und zur Bezeugung ſeiner Freude und zur Begrüßung ließ er ſämtliche Geſchütze auf beiden Schiffen zu gleicher Zeit abfeuern. Das Donnern und die Erſchütterung erſchreckte zwar die Einwohner nicht wenig, aber ſie beruhigten ſich bald wieder und ſammelten ſich in Menge am Strande, um die Trompeten blaſen zu hören, mit welchen Vasco dem König ein Ständchen bringen ließ. Als er ſodann den Hauptprieſter mit einer artigen Botſchaft an den König zurückſenden wollte, zögerte dieſer und wollte nicht gehen, und Dawan erklärte nun dem Kapitän, der König habe dem Prieſter befohlen, einſtweilen als Geißel für den alten Dias, der noch beim Könige ſei, an Bord zu bleiben. Da aber Vasco dem Könige beweiſen wollte, daß er ſeinen Freundſchaftsbeteuerungen vertraue, ſo beſchenkte er den Oberprieſter mit einer Korallenſchnur, entließ ihn, ſandte durch ihn dem König einen Hut und einige Schärpen, meſſingene Becken, Glöckchen u. ſ. w., und teilte dem Prieſter mit, was für Dinge er zum Kauf an Bord geſchickt wünſche, und der Prieſter zog vergnügt ab.

Inzwiſchen hatte der König den Mauren Diaz genau befragt, wie er an Bord des portugieſiſchen Schiffes gekommen ſei und wie er die fremden Männer gefunden habe, und der alte Maure gab den Portugieſen das Zeugnis, ſie ſeien brave Leute, welche zwar ihn und ſein Weib und ſeine Diener gefangen genommen, aber ihnen nichts zu Leide gethan, ihnen auch ihr Geld und ihre Juwelen nicht geraubt, ſondern ihn und die Seinigen gut behandelt haben. Und er bat den König bei Vasco ein Fürwort einzulegen, damit er freikomme und mit ſeinem Weibe in ſeine Heimat zurückkehren könne. Dies verſprach der König nicht nur, ſondern ließ auch Vasco darum bitten, worauf dieſer ſogleich die Kiſte und das ſonſtige Gepäck des Dias ſamt deſſen jungem Weib und ſonſtigen Begleitern ans Land ſchickte. Als der alte Dias das ſah und vernahm, daß ſie alle ohne Löſegeld freigegeben ſeien, rief er den Matroſen auf mauriſch zu: der Gott des Himmels wolle Euch das reichlich vergelten und Euch geſund und wohl in Euer Vaterland zurückführen!" worauf die Seeleute mit „Amen, Amen!" antworteten. Darauf ging Dias mit den Seinigen zum Könige, dankte ihm mit Thränen in den Augen, küßte ihm die Füße und ging hocherfreut von dannen.

Der folgende Tag geſtaltete ſich für die Portugieſen zu einem ſehr feſtlichen und ereignisreichen, denn ſie bekamen an demſelben zum erſtenmal ſeit Jahr und Tag ſeit ihrer Abreiſe von Liſſabon, wieder chriſtliche Glaubensbrüder zu Geſicht. Als nämlich Vasco am Morgen mit den beiden Caravellen näher an die Stadt heranfuhr und hier ankerte, ſah er ſich in der nächſten Nachbarſchaft der vier chriſtlichen Handelsſchiffe, von denen Dias ihm erzählt und die er Vasco bezeichnet hatte. Es waren ſogenannte Thomas-Chriſten von der Küſte Malabar, und ſie ſahen nicht bald den „San Raphael" und „San Gabriel" in ihrer Nähe, ſo kam eine Anzahl von ihnen,

um den chriſtlichen Europäern einen Beſuch abzuſtatten und wurden, da Vasco de Gama zufällig bei ſeinem Bruder war, eingeladen, an Bord des „San Gabriel" zu kommen.

Als ſie auf Deck erſchienen, war Vasco angenehm überraſcht von ihren ſanften Manieren und klugen, dunkelbraunen, ſchön geſchnittenen Geſichtern und ſtattlichen Geſtalten, von ihren langen ſchwarzen Bärten und langen Haaren, welche in Flechten unter dem Turban aufgeſteckt waren. Ihre Kleidung beſtand in langen Gewändern von buntem Baumwollenzeug, die beinahe bis auf die Füße herunterreichten und um die Hüften durch einen Gürtel feſtgehalten wurden, von welchem lange Schwerter herabhingen.

Vasco de Gama hieß die Gäſte mit ſeiner gewinnenden Freundlichkeit willkommen; allein er war ſchon ſo oft getäuſcht worden, daß er erſt genau erkunden wollte, ob dieſe Leute wirklich Chriſten ſeien oder nicht. Er holte alſo ein Bild, auf welchem die Mutter Gottes weinend dargeſtellt war, umgeben von den Apoſteln in einer Gruppe, und zeigte es ihnen ſchweigend. Sobald ſie aber des Gemäldes anſichtig wurden, warfen ſie ſich alle zu gleicher Zeit und aus freiem Antriebe auf die Kniee nieder, erhoben die gefalteten Hände zu demſelben, ſenkten die Häupter und verweilten einige Minuten in ſtillem Gebet. Nun waren Vascos Zweifel gelöſt und er beeilte ſich, ſie zu umarmen, lud ſie zum Sitzen ein und unterhielt ſich mittelſt des Dolmetſchers lange mit ihnen. Sie ſagten ihm, daß ſie aus Indien ſeien und machten ihm eine glühende Schilderung von jenem Lande, erfreuten ihn aber am meiſten durch die Nachricht, daß man von Melinda aus ohne große Schwierigkeiten Indien erreichen könne. Am Abend aber feierten die vier Schiffe der malabariſchen Chriſten die Begegnung mit ihren portugieſiſchen Glaubensgenoſſen durch Freudenfeuer und Feuerwerk.

Am anderen Tage ließ der König durch seinen Boten melden, er gedenke die Portugiesen an Bord ihrer Schiffe zu besuchen, wenn Vasco de Gama nicht ans Land kommen wolle. Die Gebrüder de Gama beratschlagten nun mit einander, ob es geraten sei hier zu landen; und Vasco bestand darauf, daß, falls einer von ihnen diesen Besuch unternähme, welcher immerhin ein Wagnis war, so lange man sich noch nicht von der Aufrichtigkeit der Freundschaft des Königs überzeugt hatte, — er als der jüngere dies Wagnis auf sich nehmen wolle. Hiermit war aber Paulo nicht einverstanden und so ließen sie dem Könige von Melinda endlich sagen, König Manuel habe ihnen verboten in fremden Ländern zu landen, allein sie seien mit Vergnügen erbötig, ihm in ihren Booten entgegen zu fahren und an der Küste mit ihm zusammenzutreffen; und gleichzeitig übersandten sie dem Könige, um ihre abschlägige Antwort etwas zu mildern, ein Geschenk von Scharlachtuch, Atlas und einem großen flämischen Spiegel in reichvergoldetem Rahmen. Der König bewies ihnen auch bald, daß ihre Antwort ihn nicht verletzt habe, denn gegen Abend brachte ihnen ein anderer Bote den Bescheid, er werde die fremden Seefahrer mit Freude bewillkommnen, sobald es ihnen beliebe zu kommen.

Allein bevor Vasco de Gama dieses dem Könige gegebene Versprechen erfüllen wollte, hielt er es für ratsam, erst Coelho mit dem Mauren Dawan nach Melinda zu schicken, um durch eine Unterredung mit dem Könige zu ermitteln, ob dieser auch wirklich aufrichtig sei. Demgemäß ließen Coelho und Dawan sich am folgenden Tage in einem Boot hinüber rudern und landeten an einem Staden unweit vom Palaste des Königs, wo er in seiner fremdländischen reichen Kleidung den Einheimischen so sehr auffiel, daß sie sich in Scharen um ihn drängten und die Leibwachen des

Königs Mühe hatten, den beiden Fremdlingen einen Weg durch die Volksmaſſen zu bahnen. Coelho und ſein Begleiter wurden ſogleich zum Könige geführt, welcher ihn freundlich und herzlich empfing und ſich in eine Unterhaltung mit ihm einließ, in deren Verlauf Coelho dem König berichtete, die Portugieſen ſeien eine der größten und unternehmendſten Nationen in Europa, König Manuel ein großer Herrſcher, der Beſitzer mächtiger Heere und Flotten, und Vasco de Gama ausgeſandt Indien zu erreichen, zu welchem Behufe er ſchon volle neun Monate unter Segel ſei und viele Stürme, Strapazen, Verräterei und Tücken beſtanden habe. Der König antwortete wohlwollend, und Coelho ward von ſeiner Aufrichtigkeit und Freundlichkeit ſo überzeugt, daß er mit großer Genugthuung an Bord zurückkehrte und durch ſeine Schilderung des Hergangs beinahe allen Verdacht Vascos beſeitigte.

An einem heiteren ſonnigen Morgen fuhren daher Vasco und Paulo de Gama je in einem von ihren großen Booten gegen die Küſte heran und hielten dort eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Melinda. Beinahe die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen und drängte ſich im beſten Putz an den Anländen und auf dem Felſenriff; auf den Mauern der Stadt waren Banner und Fahnen aufgepflanzt; die Caravellen und die im Hafen vor Anker liegenden Schiffe hatten ſich in einen reichen Schmuck von Flaggen und Wimpeln gehüllt, und die Landſchaft umher prangte in dem üppigen Grün des afrikaniſchen Frühlings. Die beiden Boote der Portugieſen gewährten einen prächtigen Anblick; Vasco und Paulo, in ihren Mänteln von ſcharlachrotem Atlas, das Barett mit den Federn auf dem Kopf, das Schwert an der Seite, ſaßen auf Stühlen, welche mit rotem Samt bezogen waren; die Verdecke und die Seiten der Boote waren mit ſchönen bunten Woll-

teppichen belegt und behangen, und auf den Ruderbänken ſaßen die Geharniſchten, welche zum Gefolge der beiden Kapitäne auserleſen worden waren. Jedes Boot führte zwei Kanonen, welche geladen und nach dem Lande gerichtet waren, und von jedem derſelben wehte die Flagge mit dem portugieſiſchen Wappen.

Am Rande des Stadens oder der Anlände ſtand der greiſe König, mit ſeinem langen, wallenden weißen Bart, umgeben von ſeinem dunkelhäutigen Gefolge, um die heranrudernden Fremdlinge zu empfangen. Die Gebrüder de Gama erhoben ſich von ihren Stühlen und begrüßten den König mit Hutabnehmen und tiefer Verbeugung — das Ziel der geſpannteſten Aufmerkſamkeit einer großen Volksmenge, welche ſie mit Jubelruf begrüßte.

Da die portugieſiſchen Boote in einer ſolchen Entfernung vom Geſtade hielten, daß der König nicht mit den Portugieſen ſich unterhalten konnte, ſo ließ er ſich in einem ſeiner Kähne nach Vascos Boot hinrudern und ſtieg an Bord desſelben, wo Vasco ihn knieend empfing und zum Sitzen einlud, und wo nun, nachdem auch Paulo ſich auf das Boot ſeines Bruders begeben hatte, eine freundliche Unterredung zwiſchen dem Könige und den portugieſiſchen Kapitänen durch Vermittelung des als Dolmetſcher dienenden afrikaniſchen Sklaven ſtattfand. Nach einem Austauſch von Artigkeiten und Geſchenken (der König erhielt u. a. ein prächtiges Schwert von echter Toledaner Arbeit mit goldbeſchlagener und emaillierter Scheide, eine Lanze mit vergoldeter Spitze und einen eiſernen Schild mit ſcharlachrotem goldgeſticktem Atlas überzogen u. ſ. w.), nach einer Begrüßung Trompetenſchall und Kanonendonner ſchieden beide Teile als Freunde und Bundesgenoſſen von einander.

Vasco hatte den König gebeten, den Lotſen aus Moſambik und den Mauren Dawan zu überreden, daß ſie den Portugieſen

treu ſein und dieſe wohlbehalten nach Indien bringen ſollten, denn es lag ihm daran, möglichſt ſchnell weiter zu ſegeln und nach Indien zu kommen; allein der König wollte ſeine neuen Freunde nicht ſo raſch wieder verlieren, ſondern hatte Vasco das Verſprechen abgenommen noch länger zu bleiben, und ihm verſprochen ihn auf jede Weiſe in ſeinem Vorhaben zu unterſtützen. Die Gebrüder Gama waren nun auch vollkommen von der Aufrichtigkeit des Königs überzeugt, und als dieſer durch einige ſeiner Großen eine zweite Einladung an Vasco ergehen ließ, ihn am Lande zu beſuchen, begab ſich Vasco in Begleitung von zwölf ſeiner Leute in ihren beſten Kleidern dorthin, wurde an der Anlände von vielen Höflingen empfangen und ſogleich zum Könige geführt, welcher ihn ſchon an der Pforte bewillkommnete und umarmte, während Vasco vor dem König ein Knie beugte und dieſen mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Und als der König nun den portugieſiſchen Kapitän in ſeine Gemächer geführt und neben ſich auf einem erhöhten Ruhebett hatte niederſitzen laſſen, ſetzten ſie ihre Unterredung vom vorigen Tage mittelſt des Dolmetſchers fort. Der König riet Vasco, nicht nach Cambay zu gehen, ſondern lieber nach einem andern Hafen Indiens, weil er die geſuchten Gegenſtände in Cambay entweder gar nicht oder zu weit teureren Preiſen als anderwärts finde; er empfahl ihm lieber nach Kalikat zu gehen, wohin er ihm zwei tüchtige Lotſen mitgeben wolle, und Dawan als Mäkler mitzunehmen, weil dieſer alle Preiſe kenne und ſich auf den Handel verſtehe, ſo daß Vasco nicht betrogen werden könne, denn Kalikat ſei eine große reiche Stadt, in deren Umgebung Ingwer, Pfeffer, Zimt wachſen und auf deren Markt alle möglichen anderen Gewürze und Spezereien aus allen Klimaten in Menge zu bekommen ſeien. Dawan hatte zu allem, was der König ſagte, beifällig genickt, und dann auf des Königs Frage, ob

er nicht mit den Portugiesen nach Kalikat gehen wolle, sich bereit erklärt, dieselben zu begleiten, nötigenfalls bis an der Welt Ende, weil er mit denselben so befreundet und mit ihrer Behandlung so zufrieden sei und hoffen dürfe, daß der Kapitän ihn am Ende auch gut belohnen werde, wozu sich Vasco alsbald verpflichtete.

Da der Vorrat von Schiffszwieback stark auf die Neige ging, wollte Vasco de Gama sich hier wo möglich Weizen verschaffen, um frischen Zwieback zu bereiten, mußte aber zu seinem Bedauern vernehmen, daß dieses Getreide nicht im Lande wachse, sondern nur gelegentlich in kleiner Menge durch Kaufleute aus Cambay nach Melinda gebracht werde, wo man es nur für die Tafel des Königs gebrauche. Der König aber beschenkte Vasco mit seinem ganzen Vorrat davon und schickte ihm zugleich Lebensmittel aller Art: große kupferne Kessel voll gekochtem Reis, ganze gebratene Schafe, Reiskuchen, treffliche Butter, lebende und gekochte Hühner, Gemüse aller Art, Feigen, Kokosnüsse, Zuckerrohr und dergl., so daß Offiziere uud Mannschaften sich daran ein Genüge thun konnten. Vasco erwiderte das Geschenk durch Übersendung eingemachter Birnen und anderer Früchte in silbernen Schalen, nebst einer silbernen Gabel. Nachdem der König noch einen Besuch auf den beiden Caravellen gemacht und sich dieselben von innen und von außen genau besichtigt und bewundert hatte und in festlichster Weise bewirtet worden war, erhielt Vasco die Erlaubnis, am Strande eine Denksäule von weißem Marmor aufzurichten, welche er dem heiligen Geist weihte und darum Espiritu Santo nannte. Diese Denksäule mit dem Namen und Wappen des Königs Manuel sollte den künftig hier landenden europäischen Seefahrern verkünden, daß die Portugiesen bereits von diesem Lande Besitz ergriffen hätten; dem Könige von Melinda aber sagte man: der Denkstein solle nur zur Erinnerung an den mit ihm errichteten

Freundschaftsbund dienen. Darauf folgte noch einmal ein Austausch von Geschenken und von Gastmählern zwischen den Portugiesen und dem König, welcher Vasco zwei tüchtige Lotsen aus Melinda stellte. Die erneuerten Vorräte an Wasser und Lebensmitteln wurden verstaut und alles zur Abreise fertig gemacht, und nun besichtigten sich auch einige Mauren und Banyanen oder indische Kaufleute die beiden Caravellen und einer derselben, ein Maure aus Gudscherat, namens Maleng Kana, war von der guten Aufnahme und freundlichen Behandlung, welche er bei den Portugiesen gefunden hatte, so erfreut, daß er sich erbot, als Lotse mit Vasco nach Indien zu gehen. Kanas Dienste waren für die Portugiesen sehr wertvoll, denn er hatte nicht nur die Fahrt hin und her schon mehrfach gemacht, sondern es ergab sich, als er an Bord kam, daß er mit dem Gebrauch der von den Europäern benützten Astrolabien und Quadranten ganz vertraut war und selber solche besaß, so wie noch andere nautische Werkzeuge und Instrumente, welche den Portugiesen noch ganz unbekannt waren. Namentlich brachte Kana eine Karte der Küste von Indien mit, auf welcher die Lage der einzelnen Punkte und die Peilungen genau verzeichnet waren, und allem Anschein nach war er ein so guter und erfahrener Seemann als irgend einer von den Portugiesen.

Dem König war es auch gelungen, den Lotsen aus Mosambik, welcher über seine Einsperrung und Belastung mit Ketten so empört gewesen war, zu bestimmen, daß er diesen Schimpf vergesse und die Portugiesen nach Indien begleite, und daß er dem Vasco de Gama treu zu dienen versprach.

Vasco ließ einen seiner Sträflinge, den Schiffsjungen, welcher sich als Dolmetscher und beim Einkauf der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse für die Schiffe so vielfach nützlich gemacht hatte, auf den

Wunsch des Königs in Melinda zurück, welcher für denselben zu sorgen versprach. Er gab ihm die Weisung, Land und Leute genau kennen zu lernen und zu diesem Behufe allfällig auch Reisen in die Nachbarländer zu machen, und verpflichtete sich, den Sträfling auf der Rückreise wieder abzuholen und mit nach Portugal zurückzunehmen, wo er ihm für den Fall seines Wohlverhaltens nicht nur volle Begnadigung, sondern auch Belohnung und Beförderung in Aussicht stellte.

Jetzt war alles zur Abreise gerüstet und nach einem herzlichen Abschied von dem König und seinem Hofe schifften sich die Portugiesen wieder ein, und lichteten die Anker, um direkt über den Ozean nach Indien zu fahren.

## Zehntes Kapitel.

# Von Melinda nach Indien.

Am 24. April gingen die beiden Caravellen unter Segel, um den Hafen von Melinda zu verlaſſen und mit Benützung des Südweſt-Monſuhns quer über den indiſchen Ozean nach dem größten Hafen Malabars und der indiſchen Küſten, nach Kalikat, zu ſteuern. Seither war Vasco de Gama nur der afrikaniſchen Küſte entlang gefahren, hatte nur ſelten das Land aus dem Geſicht verloren und ſich beſtändig durch den Anblick neuer Örtlichkeiten oder aufregende Abenteuer beſchäftigt und in Anſpruch genommen geſehen. Nun aber ſollte er den Gefahren fremder Meere trotzen und ſich auf eine Fahrt von vollen ſiebenhundert Seemeilen von der afrikaniſchen Küſte bis zur aſiatiſchen begeben! Das Herz pochte dem kühnen Seefahrer laut in der Bruſt, als die afrikaniſche Küſte hinter ihm verſank und die Caravellen auf hoher See waren, allein er hatte einen kühlen, klaren Kopf und ein ſtarkes, vertrauensvolles und heldenmütiges Herz und eine ſolch gewinnende Beredſamkeit, daß er ſeine ganze Mannſchaft mit freudiger Zuverſicht und reger Hoffnung auf das Gelingen der Fahrt erfüllte.

Vasco de Gama hegte dieſes Vertrauen und dieſe ermutigende Hoffnung und brannte vor Ungeduld, das Ziel ſeiner Reiſe zu

erreichen. Wie tötlich langſam däuchte ihm die Fahrt über den indiſchen Ozean! Wie träge verſtrichen ihm die Tage, wie unendlich und ſchrankenlos erſchien ihm dieſer unabſehbare Ozean! Wenn er nur wenigſtens die erſehnten Küſten Indiens und den Hafen erreichen konnte, nach welchem er ſchon beinahe zehn Monate unter Gefahren aller Art unterwegs war; wenn es ihm nur gelang, einen freundſchaftlichen Vertrag mit dem Herrſcher jenes Landes zu ſchließen und ſeine Caravellen mit deſſen Reichtümern zu beladen, — mit welcher Regung von Selbſtgefühl und Freude wollte er dann den Bug ſeiner Schiffe wieder heimwärts wenden! Unter welchem Jubel würde er dann mit ſeinen koſtbaren Ladungen und ruhmreichen Neuigkeiten in den Hafen von Liſſabon einlaufen, denn er würde nicht allein von ſeinen Landsleuten, ſondern von ganz Europa als der Entdecker jenes längſt erſehnten und geträumten Seewegs nach dem geheimnisvollen reichen Indien begrüßt, er würde als gleichberechtigter Nebenbuhler des Colon betrachtet werden! Keine noch ſo hohe Ehre war dann zuviel für ſein Verdienſt, und die Geſchichte mußte ſich ſeiner Thaten bemächtigen, ſie verewigen, ſeinen Namen auf immer berühmt und ſeine Leiſtungen zu einem Gegenſtand der Bewunderung für die entfernteſten Geſchlechter machen!

Wir dürfen als ſicher annehmen, daß derartige, hochfliegende Gedanken das ehrgeizige Gemüt Vasco de Gamas erfüllten, als die günſtigen Monſuhne ſeine beiden Caravellen über den indiſchen Ozean beförderten. Oft wenn er auf dem Quarterdeck des „San Raphael" ſaß, ſchaute er gierigen Blicks über die Wogen hin, als ob er ſich vor Ungeduld und Sehnſucht, das verheißene Land Indien zu ſehen, nicht mehr faſſen könne, und horchte geſpannt auf die Verſicherungen der Lotſen aus Melinda, daß ſie auf dem richtigen Kurs ſeien und daß binnen weniger Tage die Gipfel der Gebirge der Malabar-Küſte

vor ihnen am Horizont auftauchen müßten. Dank der günſtigen Witterung vermochten die beiden Caravellen dicht bei einander zu bleiben und waren häufig auch einander ſo nahe, daß Vasco de Gama ſich mit ſeinem Bruder Paulo von Deck zu Deck unterhalten konnte.

Sowohl die Lotſen als die Mannſchaft waren von friſchem Mute beſeelt; keiner dachte an Heimkehr, an Ungehorſam gegen des Kapitäns Befehle noch gar an Meuterei; alle brannten vor Verlangen, das Wunderland Indien zu ſehen. Vasco unterhielt ſich häufig durch den Dolmetſcher mit den an Bord befindlichen arabiſchen und indiſchen Kaufleuten und ſuchte von ihnen ſoviel wie möglich über Land und Leute von Indien zu erfahren.

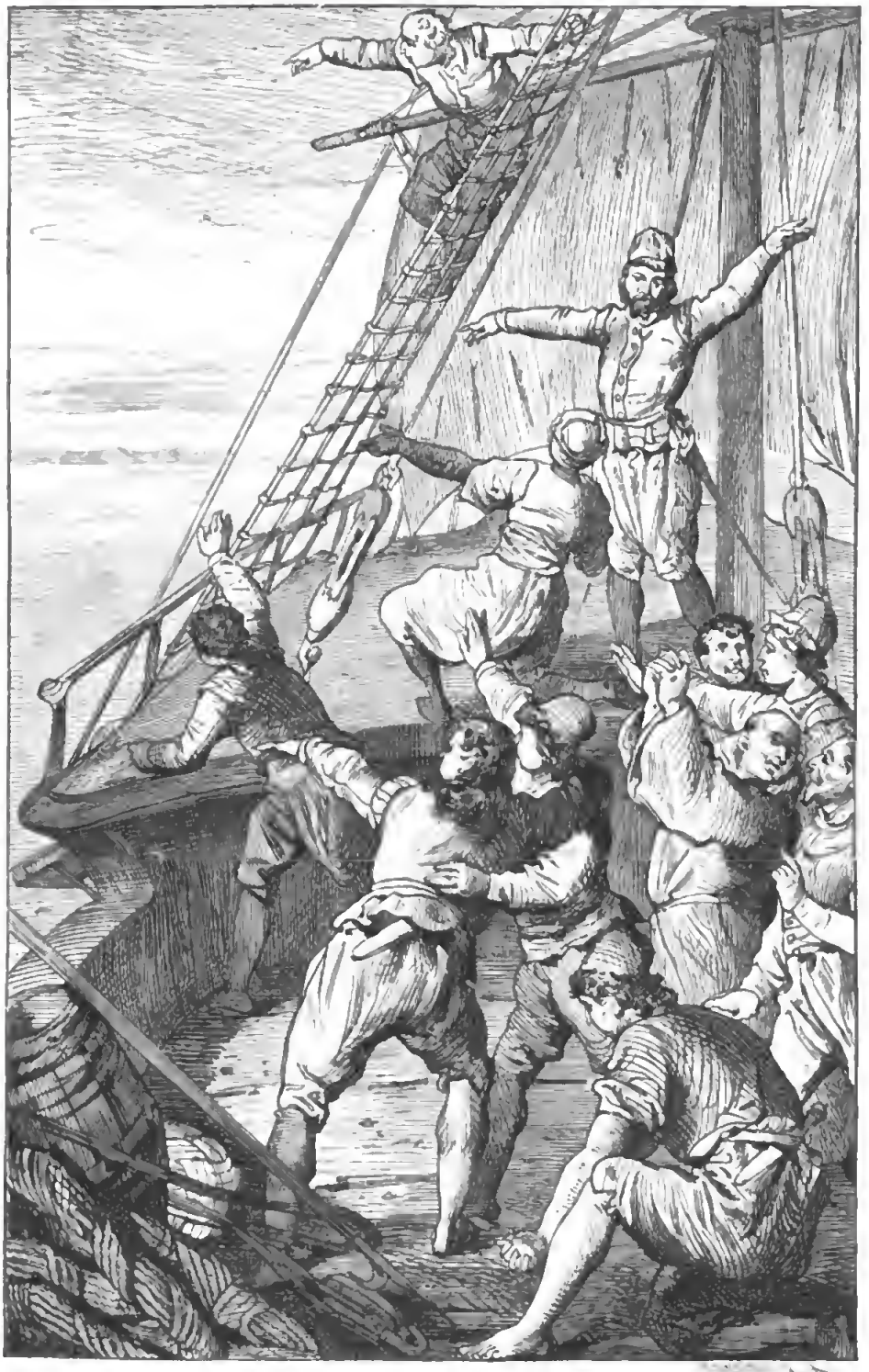
Die ganze Reiſe war eine ununterbrochen angenehme. Die Monſuhne erlaubten den Caravellen, die gewünſchte Richtung beharrlich einzuhalten, und die allfällig aufſpringenden friſchen Briſen dienten nur dazu, die Fahrt zu beſchleunigen. In Folge der gründlichen Reparatur, welche mit den Schiffen vorgenommen worden war, ſtieß denſelben auch nicht der mindeſte Unfall zu, und auch von Krankheit war wenig zu verſpüren, denn obwohl man dem Äquator ſo nahe kam, waren die Tage nicht allzu heiß, weil der friſche Wind die Luft etwas abkühlte, und die Nächte angenehm kühl durch die leichten Weſtwinde. So verging Tag um Tag der günſtigen aber ziemlich eintönigen Fahrt. Etwa eine Woche nachdem die Caravellen von Melinda ausgelaufen waren, deutete der Lotſe Kana eines Abends vergnügt gen Himmel und verkündete, daß er den Polarſtern ſehe, während noch gen Süden die prächtigen um den Südpol gelagerten Sternbilder zu ſehen waren. Die Entdeckung des Polarſterns verurſachte den Lotſen große Freude, denn ſie konnten nun den Kurs der Caravellen genauer nehmen und ſicher ſein, daß ſie nicht durch

Abweichen vom geradeſten und unmittelbarſten Wege viele Zeit verloren.

Am zwanzigſten Tage nach dem Auslaufen von Melinda trat der Lotſe Maleng Kana vor Vasco de Gama und erklärte ihm mit einer gewiſſen Genugthuung, ſie könnten nach ſeinem Dafürhalten nun unmöglich weit von der Küſte Indiens ſein, und es würde ihn nicht überraſchen, wenn ſie ſchon am folgenden Tage Land erblicken würden. Dieſe Ausſicht ſchwellte dem Seefahrer das Herz in der Bruſt und er ſandte ein brünſtiges Gebet zum Himmel; dem Lotſen aber verſprach er, es ſolle nicht ſein Schade ſein, wenn ſeine Vorausſage in Erfüllung gehe. Dies hatte Vasco de Gama in eine ſolche Aufregung verſetzt, daß er nicht mehr ſchlafen konnte und früh und ſpät auf Deck war, wo die ganze Mannſchaft, nicht minder geſpannt als ihre Offiziere, ſich emſig bemühten, das Land Indien mit den Augen zu ſuchen.

Am 17. Mai 1498 endlich, dem dreiundzwanzigſten Tag der Fahrt, als Vasco ungeduldig auf dem Quarterdeck auf und ab ging, riefen fröhlich mehrere Stimmen aus den Kreuzhölzern der Maſte des „San Raphael“ laut und freudig: „Land, Land!“ und gleich darauf kam auch der Lotſe Kana herbeigeeilt, warf ſich Vasco zu Füßen, deutete mit zitternder Hand nach dem öſtlichen Horizont und rief: „Schau dort hinaus, Kapitän! Das iſt das Land Indien!“

Ein wildes Freuden- und Jubelgeſchrei erſcholl von den Verdecken der beiden Caravellen; lachend, jauchzend und vor Freude weinend liefen die Seeleute auf dem Verdeck hin und her und eine Weile erſchien alle Disziplin und aller Standesunterſchied aufgehoben, denn die Matroſen fielen einander um den Hals, küßten ſich, tanzten um einander herum und alle, die Gebrüder Gama, Coelho, Nunez, die Prieſter, die Mauren, die Sträflinge und die Seeleute glichen nur



„Schau dort hinaus, Kapitän! Das iſt das Land Indien!“
17. Mai 1498.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

einem Haufen müder Wanderer, welche ſich jetzt am Ziele aller ihrer Wünſche und Hoffnungen ſahen.

Nun erhob ſich die Stimme des Befehlshabers über den allgemeinen Lärm, gebot Schweigen und rief dann laut: „Dort, dort iſt Indien, Ihr Männer! laſſet uns vor allem dem gütigen Himmel danken, welcher uns hierher geführt hat!“ Damit warf ſich Vasco de Gama auf ſeine Kniee nieder, und alle anderen folgten ſeinem Beiſpiel; niemand äußerte ein lautes Wort, allein jeder ſandte ein ſtilles Gebet zu dem Herrn als Dank für die bisherige gnädige Führung.

Nachdem dieſes feierliche Dankgebet vorüber war, beobachtete man den öſtlichen Horizont genauer und erkannte nun immer deutlicher, daß man an der Nähe des erſehnten Landes nicht mehr zweifeln durfte. Was anfangs nur wie ein duftiger ſchwacher Nebelſtreifen erſchienen war, das ſtellte ſich jetzt immer deutlicher als ein noch in weiter Ferne blauender Höhenzug heraus, auf welchem bald die ſcheidenden Strahlen der Abendſonne leuchtend ruhten. Kana ſchätzte die Entfernung der Küſte noch auf vier- oder fünfundzwanzig Seemeilen, allein als man Peilungen mit dem Senklot vornahm, ſtellte ſich heraus, daß man nur noch fünfundvierzig Faden Meerestiefe hatte.

Die Gegend der Küſte, welche man vor ſich ſah, war Kana und den anderen Lotſen nicht bekannt, denn man hatte auf der bisherigen Fahrt „zu viel Breite genommen“, wie der Seemann zu ſagen pflegt, d. h. man war zu weit nordwärts gekommen, wie ſich am anderen Mittag bei Aufnahme der „Obſervation“ ergab, und man mußte deshalb ſüdwärts halten. Jetzt rief Vasco de Gama die mauriſchen Lotſen zu ſich, dankte ihnen für die bewieſene Treue und ſchenkte jedem einen Kaftan von Scharlachtuch und eine runde

Summe Geldes, wofür ſie ihm vor Freuden nicht laut genug danken konnten. Im Laufe des Nachmittags kamen die Caravellen dem Lande nahe genug, daß ſie die Gegenſtände an der Küſte deutlich unterſcheiden und ſehen konnten, wie hier die Ghats oder Gebirgsketten ganz nahe an die See herantreten, und der breite hellſchimmernde Strand ſich weit in die Ferne hindehnte. Die Caravellen ſteuerten daher der Küſte entlang und bald bekam man eine Stadt von ziemlicher Größe zu Geſicht, welche im Schoße einer hübſchen Bucht lag. Man vermochte ſtrohgedeckte Häuſer und eine Anzahl Fiſcherboote, die einen vor Anker liegend, die anderen umherrudernd, ſowie eine rührige Menſchenmenge am Strande zu unterſcheiden. Die Einwohner dieſer Stadt erſchienen nämlich ſehr verwundert und erſtaunt ob dem Anblick der beiden Schiffe und die Fiſcherboote kamen ganz nahe heran um dieſelben zu betrachten.

Anfangs hielt Vasco de Gama dieſe Stadt für Kalikat und ſah ſich in den Erwartungen, welche er ſich nach den erhaltenen Schilderungen von dieſem reichen und belebten Hafen mit ſeinen herrlichen Gebäuden, großartigen Tempeln und ſonſtigen Reichtümern gemacht hatte, ſehr enttäuſcht durch den Anblick eines ſo roh und ärmlich ausſehenden Platzes; allein der Lotſe Maleng Kana belehrte ihn bald, daß dieſe Stadt Kananur (Cannanore) hieße, daß aber das große reiche Kalikat nur zwölf Seemeilen ſüdlicher liege und bald erreicht ſein werde.

Wie Vasco de Gama ſpäter erfuhr, hatten die Einwohner von Kananur noch andere Gründe als bloße Neugier, um ſeine der Küſte entlang ſegelnden Schiffe mit Erſtaunen, Angſt und Entſetzen zu betrachten. Viele Jahre früher hatte nämlich in Kananur ein um ſeiner Prophezeiungen willen berühmter Weiſer und Zauberer gelebt, welcher dem Könige von Kananur geweiſſagt, daß in einer

künftigen Zeit einmal ganz Indien durch den König eines fremden, in weiter Ferne wohnenden Volkes, das ganz weiß von Hautfarbe sei, erobert und beherrscht werden würde, und daß dieses Volk gar ein wildes und kriegerisches sein, aber denjenigen, welche ihm freundlich entgegen kämen, gerecht und milde begegnen werde. Als daher der gegenwärtige König und seine Höflinge von der Ankunft der portugiesischen Schiffe und der in denselben befindlichen weißen Männer hörte, fürchteten sie, dies seien die in jener Prophezeiung gemeinten wilden Eroberer. Und als der König seine Sterndeuter kommen ließ und sie befragte, ob dies wahr sei, bestätigten diese ihm, daß dies wirklich Leute von dem Volke seien, welches einst Indien erobern würde. Der König glaubte alles fest, was ihm seine Sterndeuter sagten, erinnerte sich aber auch der Weissagung, daß die weißen Fremdlinge denjenigen, welche sie freundlich aufnähmen, freundlich, gerecht und milde begegnen würden, und beschloß daher, bei der ersten besten Gelegenheit Frieden mit den Portugiesen zu machen. Da er die beiden Caravellen aber hatte an Kananur vorüber und südwärts fahren sehen, also wahrscheinlich nach Kalikat. so schickte er Boten dorthin, um soviel wie möglich von den Fremdlingen zu erkunden und ihm das in Erfahrung Gebrachte zu berichten.

Mittlerweile steuerten die Portugiesen, erstaunt über die Nähe der Gebirge des Küstenlandes, der Küste entlang gen Süden und gingen am Abend vor Kalikat vor Anker, welches freilich einen ganz anderen Anblick gewährte als Kananur. Die Kuppeln und Minarets (Türme) seiner Moscheen glänzten in der Sonne; die breiten Staden und Anländen wimmelten von Menschen und in der Bucht, an welcher Kalikat liegt, schwammen viele Schiffe aus allen Teilen Indiens, obwohl es jetzt Winter war und der Handel etwas stockte,

da die fremden Schiffe schon abgegangen und die einheimischen auf den Strand gezogen waren.

Um ein Riff zu vermeiden, auf welchem eine starke Brandung ging, war Vasco de Gama in einiger Entfernung von dem Hafen vor Anker gegangen, Allein gleichwohl umschwärmte bald das Völkergemisch eines morgenländischen Hafenplatzes die beiden portugiesischen Caravellen. Alle möglichen fremden Sprachen ertönten um sie her, um sie anzurufen und zu befragen, und zu ihrem Staunen hörten die Seefahrer sich in der ihnen wohlbekannten arabischen Sprache von einheimischen Schiffern anrufen: „Seid alle willkommen! danket Gott, der Euch in das reichste Land der Welt geführt hat!"

Vasco de Gama war zu vorsichtig gewesen, um sich in den Schoß der Bucht hinein zu wagen oder in allzu großer Nähe der Küste vor Anker zu gehen, denn er war ja keineswegs schon eines freundlichen Empfangs sicher und wollte es auch nicht darauf ankommen lassen, mit seinen beiden schwachen Schiffen und seiner kleinen Mannschaft einem möglichen feindlichen Angriff zu trotzen. Er war — wie uns Damiao de Goes in einer Lebensbeschreibung König Manuels des Großen erzählt — seiner Zeit mit 148 Gefährten aus der Heimat aufgebrochen; aber diese waren nun beinahe auf die Hälfte zusammen geschmolzen, und er lag jetzt vor einem der größten Hafenplätze der Welt, der Hauptstadt eines ansehnlichen Reiches, und seine ganze Zukunft hing von der Stimmung des morgenländischen Herrschers ab, in dessen Bereich der kühne Seefahrer sich nun so unvermittelt und unüberlegt gewagt hätte, nämlich des in Malayalam wohnenden Perumal oder Kaisers, welcher den Titel Tamutiri Radscha oder Samorin, d. h. „Herr des Hügels

und der Welle", führte und von deſſen Reiche wir noch ſpäter ſprechen werden.

Am Eingang der Bucht lag eine kleine Stadt mit Namen Capolade oder Kapullad, etwa ſechs Seemeilen von Kalikat; hier fand ſich ein ſicherer Ankerplatz in paſſender Entfernung von der Stadt, welcher man doch nahe genug war, daß die Boote leicht hin und her fahren konnten.

Es war am Sonntag den 20. Mai um Sonnenuntergang, als man hier vor Anker ging, und Vasco de Gama hielt es für das Geratenſte den anderen Morgen abzuwarten, bevor er ſich in irgend einen Verkehr mit denen am Lande einzulaſſen wagte. Einſtweilen trat er mit ſeinem Bruder Paulo, mit Coelho und dem treuen Mauren Dawan zu einer Beratung zuſammen, um zu beſtimmen, wie er ſich dem König von Kalikat gegenüber verhalten ſolle.

Anfangs machte Vasco den Vorſchlag, er wolle ſelbſt am anderen Morgen ans Land gehen, ſich dem Samorin vorſtellen und ihm offen den Zweck mitteilen, um deſſen willen er nach Indien gekommen ſei. Allein Dawan widerriet dies aus innigſter Überzeugung und meinte: der König könnte ja feindlich geſinnt ſein und in dieſem Falle ſei nicht abzuſehen, was geſchehen könnte. Das Beſte war nach Dawans Anſicht, zuerſt Geiſeln für Vascos Sicherheit zu verlangen, wie dies der Brauch im Morgenlande war.

Vasco und die anderen Kapitäne beſchloſſen nun, dem Könige etwas vorzuſpiegeln, um ihn in Reſpekt und von der Ausführung irgend einer etwaigen feindſeligen Abſicht abzuhalten — ſie wollten nämlich vorgeben, der König von Portugal habe eine große Flotte von fünfzig Schiffen ausgeſandt, die beiden Caravellen „San Raphael" und „San Gabriel" ſeien in einem Sturm von der übrigen Flotte getrennt worden und nach Kalikat gekommen, um hier die

Ankunft der übrigen Schiffe abzuwarten. Der König würde dann aus Furcht Anstand nehmen, ihnen heimtückisch und treulos zu begegnen, damit nicht die Flotte, wann sie komme und das Geschehene erfahre, die Stadt bombardiere und zerstöre.

Um sich nun zuvörderst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob er mit dem Samorin einen freundschaftlichen und friedlichen Verkehr anbahnen könne, schickte er am Morgen nach der Ankunft seinen maurischen Lotsen Maleng Kana mit einem seiner portugiesischen Offiziere an den Samorin, um demselben seine Ankunft zu melden und zu fragen, wann es demselben gefällig sei, ihn zu empfangen. Kana begab sich zwar nach dem Palaste des Samorins, allein dieser war nach einem seiner Lustschlösser abgegangen, welches fünf Legoas oder portugiesische Meilen landeinwärts lag, und Kana folgte ihm dorthin um keine Zeit zu verlieren, und daher ohne umzukehren oder erst Bericht abzustatten. Der maurische Lotse blieb aber nicht nur diesen ganzen Tag, sondern auch den größten Teil des folgenden aus, so daß Vasco seinetwegen bereits besorgt wurde; allein gegen Abend kehrte Maleng Kana in Begleitung eines einheimischen Lotsen zurück, welchen der Samorin ihm mitgegeben hatte, um die Caravellen in den Hafen zu bringen. Der Samorin ließ Vasco sagen, er werde ihm einen Tag bestimmen, wo er ihn empfangen und ihm Gehör schenken könne; er möge nur seine Schiffe erst in einen Hafen bringen, wo sie vor den Wetterstürmen geschützt wären. Vasco sah in dieser Sorgfalt des Samorins für die Caravellen einen Beweis von freundlicher Gesinnung, und ließ daher seine Schiffe durch den eingeborenen Lotsen nach dem schon erwähnten benachbarten Hafen Kapullad bringen, wo er vor Anker ging und mehrere Tage vergebens auf Bescheid vom Samorin wartete. Inzwischen waren einige Zollbeamte des Samorin an Bord gekommen,

um ſich die Schiffe zu betrachten, und mit denſelben als Dolmetſcher auch ein Araber Namens Monſayd, welcher mit Maleng Kana bekannt war und etwas Spaniſch und Portugieſiſch ſprach, weil er früher in Oran mit den Portugieſen Handel getrieben hatte. Dieſer Monſeyd, von welchem wir noch ſpäter ſprechen werden, leiſtete Vasco die wichtigſten Dienſte und begleitete ihn endlich ſogar nach Portugal zurück. —

Am Morgen nach der Ankunft der Caravellen war kaum die Sonne aufgegangen, ſo fanden ſich ſchon eine Menge Boote um die beiden Schiffe ein, alle gefüllt mit mehr oder weniger dunkelhäutigen braunen Eingeborenen, welche bis auf eine Art Schürze von buntem Zeug um die Lenden ganz nackt waren. Auch am Strande wimmelte es bald von Menſchenhaufen, welche verwundert und neugierig die beiden Schiffe betrachteten, als ob dieſelben ein paar unbekannte Seeungeheuer und plötzlich der Meerestiefe entſtiegen wären. Unter den Fahrzeugen der Eingeborenen befanden ſich auch einige Fiſcherboote, welche dicht an die Caravellen herankamen; und Vasco hieß ſeine Leute die Fiſcher anzurufen und ſie zum Verkauf ihrer Fiſche aufzufordern. Daraufhin kamen die Fiſcher auch ſogleich an Bord und waren ſehr erfreut, gegen ihre Waaren in Tauſch einige Silbermünzen zu erhalten, auf welche ſie ſogleich mit den Zähnen biſſen, um ihre Echtheit zu erproben. Die mauriſchen Lotſen erzählten dieſen Fiſchern das Märchen wegen der Flotte von fünfzig Schiffen, welches Vasco erfunden hatte, und von welchem die eingeborenen Fiſcher nun ſogleich den Leuten am Lande Kunde gaben.

Die Nachricht gelangte raſch zu den Ohren des ſogen. Samorin, des Königs von Kalikat, und dieſer hieß die Fiſcher ihre Boote ſogleich mit Feigen, Kokosnüſſen, Hühnern und anderen Lebensmitteln

beladen, dieſe nach den Caravellen hinaus bringen und ſich auf die Lauer legen, um ſoviel wie möglich zu erfahren.

Bald darauf kam auch ein mit Holz beladenes Boot an die Langſeite des „San Raphael"; weil man aber noch genügend mit Holz verſehen war, weigerte ſich Vasco welches zu kaufen, und die Leute im Boot fuhren ſehr in ihren Hoffnungen getäuſcht hinweg; da ließ Vasco ſie zurückrufen und etwas Geld unter ſie austeilen, und erwiderte Dawan auf deſſen Frage, warum er dies thue: „Dies ſind arme Leute; ſie wollten mir ihr Holz verkaufen und mußten nun unverrichteter Dinge und traurig heimfahren. So habe ich ihnen denn etwas Geld gegeben, damit ſie ſich wenigſtens ihre Mühe nicht umſonſt gegeben haben, denn ſo pflege ich diejenigen zu behandeln, welche mir zu dienen verſuchen."

Dieſe Antwort des Oberbefehlshabers wurde den Eingeborenen mitgeteilt, welche nach der Rückkehr ans Land ſie auch ihren Landsleuten mitteilten und darauf eine günſtige Meinung von den Portugieſen hervorriefen.

Nun wollen wir aber auch einen Blick auf das Land, welches Vasco de Gama mit ſeinen Schiffen erreicht hatte, und auf deſſen Zuſtände werfen. Der ſüdweſtlichſte Teil der großen Halbinſel, welche man Vorder-Indien oder Indien diesſeit des Ganges nennt, heißt bekanntlich von Mangalur bis herunter zum Kap Komorin die Malabarküſte. Und wie die ganze große Halbinſel aus verſchiedenen größeren und kleineren ſelbſtändigen Reichen beſtand, wie Multan, Delhi, Koſpetir, ein Teil von Bengal, Oriſſa, Mandu, Schitor, Gudſcherat oder Kambaya, Dekkan, Bisnagr u. ſ. w., welche je unter eigenen Herrſchern ſtanden, ſo zerfiel auch die Südſpitze der Halbinſel in mehrere größere und kleinere Königreiche und Fürſtentümer. Das eigentliche Küſtenland von Malabar, dem Ara-

biſchen Meere entlang und weſtwärts von der mächtigen Bergkette der Ghats, hieß Malayalam (wie wir ſchon erwähnt haben), erſtreckte ſich von Mangalur bis zum Kap Komorin und ward von dem Perumal oder Kaiſer beherrſcht, welcher den Titel Samorin oder Tamutiri Radſcha führte und unter deſſen Oberherrſchaft ſich eine Anzahl kleinerer oder Lehensfürſten befand. Allein nicht alle dieſe Vaſallen kamen ihren Lehenspflichten gegen den Samorin getreulich nach, und namentlich einer derſelben, der Radſcha der Halbinſelſtadt Cotſchin, in der Provinz Travankor an der Südweſtſpitze von Malabar, benahm ſich ſehr unabhängig und ſtolz gegen den Samorin und betrachtete ſich als eine Art geiſtlichen Oberhauptes der Malabaren, weil in ſeinem Gebiete Quilon, der Hauptſitz der Brâmanen oder Prieſter, lag. Die Prieſterkaſte erfreute ſich im malabariſchen Reiche des höchſten Anſehens, genoß die bedeutendſten geſellſchaftlichen Vorrechte und übte auch einen großen politiſchen Einfluß aus, denn ſie hatte dieſem Staate eine ganz beſondere höchſt ſchlaue Einrichtung gegeben. Es durfte nämlich im ganzen Reiche niemand Waffen tragen, als die Kriegerkaſte, die Najer, welche nächſt der Prieſterkaſte das meiſte Anſehen genoß und ein Heer von Berufsſoldaten bildete, welche auf den Befehl ihres Oberherrn mit blindem Gehorſam und unerſchütterlicher Feſtigkeit in Kampf und Tod zu gehen pflegten. Dieſer Kriegerſtand war erblich und kein männlicher Nachkomme konnte und durfte ſich demſelben entziehen; die Knaben und Jünglinge wurden auf Staatskoſten erzogen, in Fechterſchulen eingeübt, erhielten in einem gewiſſen Alter und nach abgelegter Waffenprobe von dem Radſcha den Ritterſchlag und wurden dann in eine Art Ordensregiſter eingetragen. Sie bildeten gleichſam den Adel des Reiches und erfreuten ſich mancher Vorrechte, aber auch gewiſſer Beſchränkungen; ſie durften nämlich nicht heiraten

keine Familie gründen und waren dadurch von allen übrigen Bestandteilen der bürgerlichen Gesellschaft vollständig abgesondert, die Frauen ihrer Kaste waren allen Männern gemeinsam, und das Familiengut vererbte sich darum immer nur auf die Schwesterkinder, niemals aber auf den Sohn, wie noch später gezeigt werden wird. Dadurch gewann der Samorin ein zahlreiches, starkes und blind ergebenes Heer, das mächtigste Werkzeug eines Gewalthabers, und hierdurch sowie durch seinen regen Handel war auch Kalikat zu der bedeutenden und reichen Stadt geworden, die es damals war. Der berühmte venezianische Reisende Marco Polo (1256—1323), welchem wir das meiste von unserer Kunde der Geographie von Asien im Mittelalter verdanken, hat in dem Bericht über seine Reise von 1271 zu dem Tatarenkhan Kublai Kalikats nicht erwähnt, allein der nur um ein Menschenalter später lebende arabische Reisende Ibn Batuta (1302—1377) lobt es als einen der fünf größten Häfen der Welt, weil dort unter der sorgsamen Rechtspflege seiner klugen und gerechten Herrscher die höchste Sicherheit des Eigentums und die größte Handelsfreiheit blühte, und weil es hierdurch eine der größten und reichsten Städte Indiens geworden war. Da die Araber im frühen Mittelalter die regste Handel und Schiffahrt treibende Nation waren, ganz ähnlich wie die ihnen stammverwandten Phönizier im Altertume, so hatten sich arabische Kaufleute frühzeitig in Kalikat angesiedelt, sich die Vergünstigung zur Unterhaltung zweier Moscheen und einer eigenen Gerichtsbarkeit nach den Bestimmungen des Korân und ein solches Ansehen — oder, nach der dichterischen Ausdrucksweise der Hindu, eine so hohe Kaste — errungen, daß sie sich sogar mit Töchtern der Najer verheiraten durften. Diese arabischen Kaufleute nun, welche so wesentlich zum Glanz und Emporblühen von Kalikat beigetragen hatten, sahen durch das Erscheinen

der portugieſiſchen Schiffe ſich gewiſſermaßen in ihren Intereſſen bedroht und verletzt, und mußten befürchten, daß wenn die Portugieſen ſich an dieſen Küſten feſtſetzten, ſie einen großen Teil des ergiebigen Handels zwiſchen Morgenland und Abendland an ſich reißen würden, welchen die Araber früher allein auf dem Landwege über Perſien, Arabien und Meſopotamien, wie auf dem Seewege über das Rothe Meer nach dem Mittelmeer, betrieben hatten. Darum waren ſie ſchon von vorn herein den Fremdlingen feind und ſuchten jene ſpäteren Zwiſtigkeiten herbeizuführen, welche zwiſchen dem Samorin und Vasco de Gama ausbrachen und von denen wir noch zu berichten haben werden. — Nur beiläufig aber wollen wir hier noch bemerken, daß der Glanz von Kalikat faſt ungemindert im 16., 17. und 18. Jahrhundert fortdauerte und erſt erblich, als Tippu Sahib 1789 unter unerhörten Gräueln gegen die Bevölkerung die ganze Stadt zerſtören ließ, welche ſpäter, nach Tippu Sahibs Beſiegung, an die Briten kam und allmählich wieder aufgebaut und bevölkert wurde, allein niemals wieder ſeine frühere Blüte erreichte. Jetzt erhebt ſich die neue Stadt neben den Trümmern der alten und iſt der Hauptſitz des Handels mit Reis und Bauholz beſonders nach Bombay, hat aber keinen künſtlich geſchützten Hafen, ſondern nur eine offene Rhede für Schiffe von 5 bis zu 8 Meter Tiefgang. —

Drei Tage lang beſchränkte ſich der Verkehr der Portugieſen nur auf den Handel mit den Fiſchern; am vierten Tage aber kam ein Boot vom Lande an den „San Raphael“ her gefahren und brachte einen vornehmen Najer als Geſandten des Samorin. Dieſer Najer, ein ſtattlicher, hochgewachſener Mann von ebenmäßigem Körperbau und dunkler Hautfarbe, war bis auf eine kleine Lendenſchürze

von weißem Zeug ganz nackt; sein Haar war dicht an den Kopf gekämmt und als Waffe trug er einen kleinen runden Schild, einige hölzerne Schleudern und ein kurzes, blankes Schwert mit eisernem Griff; er weigerte sich an Bord zu kommen, sondern unterhielt sich von seinem Boot aus durch einen Dolmetscher mit Vasco de Gama. Der Auftrag des Samorin ging dahin, bei den Fremdlingen anzufragen, wer sie wären und was sie in Kalikat wollten.

Vasco antwortete ihm hierauf und erklärte, er habe nur darum seither noch keinen Boten an den Samorin geschickt, weil er bisher noch keine Erlaubnis dazu von demselben erhalten habe; er wolle jedoch nun mit dem Najer einen Boten ans Land schicken, welcher dem Samorin seine Antwort überbringen soll. Der Maure Dawan ging daher mit dem Najer ans Land, ward zum König geführt und bestellte demselben die Botschaft, welche Vasco de Gama ihm aufgetragen hatte. Er berichtete dem König, die Portugiesen kämen von dem mächtigsten christlichen Könige in der ganzen Welt, welcher eine Flotte von fünfzig Schiffen ausgeschickt habe, von der die beiden gegenwärtigen durch einen Sturm getrennt worden seien; die Fremdlinge seien gekommen, Frieden und Freundschaft mit dem Samorin zu machen und Ladungen von Pfeffer und Spezereien gegen die schönen Tücher und die Schätze von Gold und Silber einzutauschen, welche sie mitgebracht haben.

Der Samorin schien sehr überrascht von dem Gehörten und begann sich ernstlich mit seinen Höflingen zu beraten, während einer von seinen Beamten den Mauren darüber ausfragte, wie es komme, daß er bei den Portugiesen sei. Dawan erklärte es ihm und machte ihm überdies eine sehr lebhafte Schilderung von den reichen und großmütigen Geschenken, welche Vasco dem König von Melinda

gegeben habe. Und da der Samorin sehr habsüchtig zu sein schien, so ließ er, nachdem er dies erfahren, Dawan beeifert versichern, daß Vasco in Kalikat willkommen sein solle und daß er seine Schiffe mit soviel Pfeffer und Spezereien anfüllen wolle, als er nur mit sich führen könne. Ferner ließ er Dawan ein reiches Geschenk von Feigen und Hühnern für den Kapitän reichen und schickte ihn damit nach dem „San Raphael" zurück.

Die Rückkehr des Mauren mit der freundschaftlichen Botschaft und den Geschenken des Samorin verursachte den Gebrüdern de Gama große Freude, denn es stellte ihnen die Möglichkeiten in Aussicht, ein Freundschafts- und Friedensbündnis mit dem Herrscher von Kalikat zu schließen und eine Ladung von wertvollen Waren zu erhalten, um damit nach Portugal heimzukehren. Sie thaten sich gütlich mit den vom Samorin geschickten Lebensmitteln und beschlossen, Dawan am folgenden Tage mit anderen Botschaften ans Land zu senden. Dawan begab sich daher am folgenden Tage nach der Stadt und berichtete dem Samorin, der Kapitän wolle sich erst auf den Handel einlassen, wenn er einen Friedensvertrag abgeschlossen habe, und bat daher den Samorin, Geiseln nach den Schiffen hinauszuschicken, damit der Kapitän ans Land kommen und den Brief übergeben könne, welchen er vom Könige von Portugal zu übergeben habe.

Allein inzwischen war der Samorin, welcher anfangs so beeifert erschien, einigermaßen umgestimmt worden. Er hatte sich nicht nur mit seinen Räten und den Großen seines Reichs beraten, sondern war auch einem andern mächtigen Einfluß unterworfen worden, welcher ihn abgünstig und feindselig gegen die Portugiesen zu stimmen suchte. Nach dem Wenigen, was wir schon oben über die in Kalikat an-

ſäſſigen arabiſchen Kaufleute und Schiffer geſagt haben, werden unſere Leſer bereits erraten haben, daß die Ränke, welche gegen die Portugieſen geſpielt wurden, von dieſer Seite kamen, und wir wollen, bevor wir weiter uns von dieſen Ränken erzählen, noch eine kurze Schilderung von dem damaligen Kalifat und ſeinem Herrſcher geben.

## Elftes Kapitel.

# Nähere Nachrichten über Kalikat.

Kalikat war, wie ſchon erwähnt, zur Zeit von Vasco de Gamas erſter Reiſe eine der größten, reichſten, und berühmteſten Städte Indiens, deren Ruf ſogar bis nach Europa gedrungen war und von welcher man wußte, daß dort einer der mächtigſten Herrſcher des Morgenlandes wohne. Da es an der ſüdweſtlichen Küſte von Indien, inmitten eines reichen und fruchtbaren Landes lag, und einen guten Hafen hatte, ſo war es der Mittelpunkt eines ausgedehnten und blühenden Handels. Hierher kamen die großen Kaufleute aus Arabien und Ägypten, um die koſtbarſten Gewürze, Spezereien und andere Waren und Erzeugniſſe Indiens zu holen; und hierher kamen anderſeits auch die Hindu aus dem Innern, um die von jenen Kaufleuten gebrachten Waren, welche zum Teil aus dem fernen Venedig und Genua ſtammten, gegen ihre eigenen Erzeugniſſe einzutauſchen.

Kalikat lag in einer niedrigen flachen Gegend, worin nur einige wenige höhere Hügel die allgemeine Ebene unterbrachen und den Ozean überſchauten. Der Sage nach war die ganze Gegend ehedem Meeresgrund geweſen und nur auf die Fürbitte der Bramanen-Prieſter, welche den Gott der Gewäſſer um dieſe Gnade gebeten hatten, von den Fluten verlaſſen worden.

Schon drei oder vier Jahrhunderte vor Vascos Ankunft daselbst hatten arabische Schiffer aus Dschidda und Kaufleute aus Mekka, als sie in ihren ungeschlachten rohen Schiffen diesen Teil des arabischen Meeres der Küste entlang befuhren, diesen Teil von Indien entdeckt und in Kalikat gelandet. Kühne und unternehmende Leute, wie alle Araber, hatten sie bald den Handel mit Indien für sehr gewinnbringend erfunden, und unterhielten nun seit einer langen Reihe von Jahren eine lebhafte Schifffahrtsverbindung mit der Malabarküste und fuhren mit vielen Schiffen und reichen Ladungen hin und her. Allmählich wußten die Kaufleute sich in Kalikat und anderen Häfen dieser Küste festzusetzen und nicht nur den Handel mit diesen Eingeborenen, welchen sie als Rasse an Thatkraft, Verstand und Unternehmungsgeist weit überlegen waren, ganz in ihre Hände zu bringen, sondern auch diese Gelegenheit und ihren Einfluß zu benützen, um viele der Bewohner zum Islam, d. h. der Religion Mohammeds, zu bekehren.

Zu jener Zeit herrschte in derjenigen Provinz der Malabarküste, von welcher Kalikat die Hauptstadt war, ein Fürst Namens Permalu oder Perumal, welchen der Radscha von Khalbisch (der Oberherrscher in diesem Teil von Indien) als Statthalter angestellt, welcher aber die Lehensherrlichkeit und Obergewalt des Radscha abgeworfen und sich zum unumschränkten Könige in Malabar aufgeworfen hatte.

Darin hatten ihn die arabischen Schiffer und Kaufleute unterstützt und überhaupt einen solchen Einfluß über ihn gewonnen, daß Perumal selbst zum Islam übergetreten war. Darob empörten sich die Großen seines Reiches gegen ihn und Perumal, der Mühen und Sorgen der Herrschaft müde, verteilte nun seine Besitzungen unter verschiedene Verwandte und Häuptlinge und zog sich für den Rest seines Lebens nach Mekka zurück. Mit der Stadt Kalikat und ihrer

Umgebung belehnte und belohnte er einen seiner Günstlinge von niedriger Herkunft, einen ehemaligen Kuhhirten, welcher ihm in den Kriegen gegen den Radscha tapfer gedient hatte und der nun unter dem Titel eines Samorin die Regierung antrat. Von diesem Kuhhirten stammten die nachfolgenden Samorins oder Herrscher von Kalikat ab. Alle diese Fürsten aber begünstigten — trotz dem Schicksal, welches den Perumal wegen seines Übertritts zum Islam getroffen hatte, — die Niederlassung und den Handel der arabischen Kaufleute in Kalikat, und ließen sie ruhig gewähren, wenn sie auch beliebig viele von den Eingeborenen zu ihrer Religion bekehrten. Sie waren froh, daß die Araber so viel Reichtum nach der Stadt brachten und derselben einen lebhaften Handelsverkehr sicherten, und die Araber bemühten sich durch häufige und kostbare Geschenke sich die Gunst der Samorins zu erhalten.

Der Handel zwischen den Arabern und Hindu umfaßte eine Menge kostbarer und nützlicher Artikel. In den Warenspeichern zu Kalikat fand man nicht nur Gewürze und Spezereien, sondern auch Edelsteine, Moschus, lakirte und irdene Waren, Porzellan, Gold, Ambra, Wachs und Elfenbein, Baumwollen- und Seidenzeug, Gold- und Silberdamast, Getreide, Teppiche, Shawls, Kupfer, Queckſilber, Zinnober, Alaun, Korallen, Rosenwasser, eingemachtes Obst und Nahrungsmittel aller Arten in erstaunlicher Fülle.

Die Stadt war so groß, daß sie fast den Flächenraum einer Quadratmeile einnahm und ihr Handel so blühend und erfolgreich, daß manche der hier wohnenden arabischen und indischen Kaufleute bis zu fünfzig Schiffen besaßen und daß nicht selten fünf- bis sechshundert fremde Schiffe im Laufe eines einzigen Winters hier im Hafen einliefen. Die Zölle und Gefälle, welche die Samorins oder Fürsten auf die ausgeführten und eingeführten Waren erhoben,

hatten dieſe reich und mächtig gemacht, ſo daß ſie imſtande waren, Heere von hunderttauſend Mann aufzuſtellen und ſich die beiden benachbarten Könige von Kulan oder Quilon und von Kannanur zu unterwerfen und zu Vaſallen zu machen. Die Samorins zählten ſich zu der Kaſte der Prieſter oder Bramanen und es war ein altes Geſetz und Herkommen in Kalikat, daß die Samorin in der Pagode oder dem Tempel der Hindu-Gottheiten ſterben müßten. Die Tracht der Samorins wich nur wenig von derjenigen des Volks ab und beſtand in einer Art Weiberrock von Seide oder Baumwolle, der von der Hüfte bis zu den Knöcheln reichte und den Oberkörper ganz nackt ließ. Nur in Ausnahmefällen trugen ſie über letzteren kurze Tuniken oder Hemden von Scharlachzeugen oder Golddamaſt. Sie raſierten ſich den Bart bis auf den Schnurbart ab, ſchoren aber das Kopfhaar nicht ab, wie die Moslimen oder Mohamedaner. Auch hatten die Samorins immer mehrere Weiber zu gleicher Zeit, welche ſie nach Belieben wieder wegſchicken konnten, und die Thronfolge war ſo geregelt, daß nicht die Söhne, ſondern die Brüder den Thron erbten, und daß, wenn kein Bruder mehr da war, die Regierung an die Söhne der Schweſtern des letzten Samorin überging.

Es herrſchten in Kalikat überdem die ſeltſamſten Sitten und Bräuche, von denen wir hier nur einige wenige ſchildern wollen. Die Samorins waren ſehr mutig und kriegeriſch, führten ihre Truppen ſelber in den Kampf und ſtellten ſich in den vorderſten Reihen der Gefahr bloß. Wenn dann ein Samorin auf dem Schlachtfelde erſchlagen war, wurde ſeine Leiche am dritten Tage in ein Feld hinausgeführt, auf einen Scheiterhaufen von Sandelholz und anderen koſtbaren und wohlriechenden Hölzern gelegt, um welchen ſeine Verwandten und Vornehmen einen Kreis bildeten, und dann unter dem Wehklagen und Jammern der Volksmenge ver-

brannt und die Asche gesammelt und vergraben. Hierauf mußten alle Verwandten bis auf die Kinder herab, zum Zeichen der großen Trauer, sich alle Körperteile scheeren, und die nächsten vierzehn Tage hindurch dem beliebten Genuß des landesüblichen Betel-Kauens entsagen; und wer gegen dieses Verbot fehlte, dem wurden zur Strafe die Lippen mit einem scharfen Messer abgeschnitten.

Nach Verlauf dieser vierzehn Tage ward der neue Samorin in Gegenwart des ganzen Hofes eingeschworen und beeidigt. Den Eid legte er dadurch ab, daß er in der rechten Hand eine brennende Kerze hielt, an welcher ein Goldreif angebracht war, und daß er diesen Reif mit den Fingern der linken Hand berührte. Hierauf ward er mit Reiskörnern beworfen, und unter lauten Gebeten der Priester warf sich die Versammlung dreimal vor der Sonne auf die Kniee nieder.

Erst nach Beendigung dieser Feierlichkeit durften alle außer dem neuen Monarchen wieder Betel kauen; dieser aber mußte ein ganzes Jahr hindurch um seinen Vorgänger trauern und durfte während dieser ganzen Zeit weder Betel kauen noch Fische oder Fleisch essen, noch seinen Bart scheeren oder auch nur seine Nägel schneiden. Er durfte täglich nur ein einziges Mal essen, nachdem er zuvor ein Bad genommen, und mußte gewisse Stunden jedes Tages sich zurückziehen und zum Gebet verwenden. Nach Ablauf dieses Trauerjahres feierte der Samorin eine Art Messe für die Ruhe der Seele seines Vorgängers vor einem ungeheuren Zusammenlauf des Volkes, und dann erst hatten seine Entbehrungen ein Ende.

Wir haben bereits der eigentümlichen Einrichtung der Kriegerkaste oder Najer gedacht, welche gewissermaßen den Adel unter den Eingeborenen bildeten und eine bedeutende Stellung in der ganzen Gesellschaft einnahmen. Diese Najer gingen nackt und barfuß und

trugen nur eine Lendenſchürze oder einen Rock von buntem Stoff, welcher von den Hüften bis zu den Knieen reichte, und als Kopfbedeckung einen kleinen Turban. Ihre Waffen beſtanden in Pfeilen und Bogen, Schleudern, Speeren, Dolchen und einer Art roher kurzer Schwerter, und ſie bildeten ein tapferes und gut disziplíniertes Heer, welches ganz vom Samorin unterhalten wurde. Jeder Najer hatte ſeinen eigenen Edelknaben oder Knappen zu ſeiner Bedienung und genoß beſondere Vorrechte. Kein Najer konnte ſeine Kaſte verlieren und zum Bauern gemacht werden, und noch weniger durfte der Samorin einen Bauern zum Najer machen, denn ein ſolcher konnte man nur durch Geburt werden. Kein Najer konnte wegen irgend eines Vergehens ins Gefängnis geworfen werden, und verfiel der Todesſtrafe nur, wenn er einen andern Najer oder eine Kuh (als das den Hindu heilige Tier) getötet oder läſternd vom Samorin geſprochen hatte. Bei einem ſolchen letztern Vergehen ſandte der Samorin dann einige andere Najer aus, welche den Übelthäter da erſchlugen, wo ſie ihn trafen, und dem Getöteten dann den königlichen Befehl zu ſeiner Hinrichtung auf die Bruſt hefteten.

Kein Najer aber durfte Waffen tragen oder mit in den Krieg ziehen, bevor er zum Ritter geſchlagen war, wie wir ſchon geſehen haben. Vom ſiebenten Jahre an wurde der junge Najer für das Kriegshandwerk vorbereitet und in den Waffen geübt: ſeine Gelenke wurden gereckt und gedreht, um ſie geſchmeidig zu machen, und er wurde dann nach Maßgabe ſeiner Körperkraft allmählich mit dem Gebrauch der verſchiedenen Waffen vertraut gemacht. Hierzu gab es eine eigene Klaſſe von Fechtmeiſtern, ſogenannte „Panikars“, welche in beſonderem Anſehen ſtanden und denen ihre ehemaligen Schüler lebenslang ganz beſondere Verehrung erweiſen mußten. Ein Najer hörte lebenslang niemals auf, Unterricht im Kriegsweſen

zu genießen, denn er mußte jedes Jahr zwei Monate lang unter den Augen der Fechtmeiſter und Lehrer Waffenübungen mitmachen.

Sobald ein Najer nach Vollendung ſeiner Vorbereitungen den Ritterſchlag erhalten hatte und ſomit in den praktiſchen Heeresdienſt eintreten wollte, begab er ſich unter dem Geleite aller ſeiner Verwandten zu dem Samorin und machte demſelben ein Geſchenk von ſechzig Fannons oder Goldſtücken, deren jedes einen Wert von ungefähr ſechzehn Mark nach unſerer deutſchen Währung hatte. Der Samorin richtete nun die Frage an ihn, ob er Dienſte zu nehmen und dieſe treulich zu thun geſonnen ſei, ließ ihn dann, wenn der junge Najer die Frage beantwortet, durch einen ſeiner Beamten mit einem Schwert umgürten, legte ihm die rechte Hand auf das Haupt, ſprach ein kurzes Gebet und umarmte den neuen Ritter.

Im Bewußtſein ihrer Vorrechte ſchauten die Najer geringſchätzig auf die unteren Klaſſen der einheimiſchen Bevölkerung herab, von welchen ſich viele zum Islam bekehrt hatten. Wenn dieſe armen Leute auf der Gaſſe oder Landſtraße gingen, ſo mußten ſie fortwährend mit lauter Stimme „hu hu!“ rufen, damit wenn ein Najer desſelben Weges komme, er ihnen den Befehl geben könne, ihnen auszuweichen. Auf einen derartigen Befehl mußten ſie dann vor ihm entfliehen oder ins Gebüſch eilen, denn wenn ſie ihm nicht auswichen, hatten die Najer das Recht, ſie auf der Stelle zu tödten.

Weil aber die Araber im Lauf der Zeit durch ihre Handelsthätigkeit in Kalikat ſehr reich und mächtig geworden waren, wie wir geſehen haben, ſo verwendeten ſie einen Teil ihres Einfluſſes beim Samorin dazu, daß ſie diejenigen Leute aus dem Volke, welche Moslemen geworden waren, vor Mißhandlung zu ſchützen ſuchten, und der Samorin ſagte ihnen das zu. Infolge davon nahmen viele von jenen armen Bauern, welche in Wald und Feld wohnten

und nur von Pflanzenſtoffen und Landkrebſen lebten, die Religion der Araber an und entzogen ſich hierdurch der Macht und Mißhandlung der übermächtigen tyranniſchen Najer.

Kalikat beſtand meiſt aus ſtrohgedeckten Hütten, aber es zählte auch viele aus Backſteinen und behauenen Werkſteinen erbaute Tempel, Pagoden, Paläſte und Wohnungen oder Warenſpeicher der arabiſchen Kaufleute, welche mit Ziegeln gedeckt und mehrere Stockwerke hoch waren. In den ausgedehnten Vorſtädten ſah man viele Gärten und Obſthaine mit Palmen, Obſtbäume, Teiche und Brunnen voll köſtlichen Waſſers. Die Schiffe, welche man im Hafen traf, glichen an Bauart meiſt denjenigen, welche Vasco de Gama ſchon an der afrikaniſchen Küſte geſehen hatte, ſie waren nämlich ohne Nägel und Eiſen erbaut und die Planken, Balken und Spannhölzer nur mit Stricken aus den Faſern der Hülle der Kokosnüſſe zuſammengebunden, lauter Flachboote, ohne Kiel, alſo Schiffe von der allereinfachſten und urſprünglichſten Bauart.

Die Ankunft der portugieſiſchen Schiffe vor Kalikat hatte jene reichen und mächtigen arabiſchen Handelsherren in nicht geringe Unruhe und Beſtürzung verſetzt. Der Umſtand, daß die Portugieſen zu einer ſolch ungewöhnlichen Jahreszeit — dem Winter, wo im Hafen von Kalikat wenig Bewegung und die fremden Schiffe ſchon alle abgegangen waren — ankamen, bewies den Arabern zwar, daß die Fremdlinge mit der Schifffahrt in dieſen Gewäſſern noch nicht vertraut waren, allein jene fürchteten dennoch, dieſe Europäer könnten zum mindeſten ihre Nebenbuhler im Handel werden, wo nicht gar ihnen ſelbſt den Verkehr ganz aus der Hand winden. Seither hatten ſie keine Mitbewerbung gehabt und waren durch ihren Handelsbetrieb immer reicher und reicher geworden. Sie erblickten daher in den Schiffen der Portugieſen nur die Vorläufer

von Flotten, welche aus Europa kommen und die reichen Ladungen davon führen würden, welche sie selber bisher zu erlangen gewußt hatten. Die Araber, welche zu dem reichsten Teile der Bevölkerung von Kalikat gehörten und beinahe allein steinerne Häuser besaßen, thaten sich daher jetzt zusammen in der Absicht die Portugiesen beim Samorin anzuschwärzen und diesen gegen die Fremdlinge einzunehmen, während sie zugleich diese durch Einschüchterung entfernen wollten. Zu diesem Zwecke sandten sie auch Boote nach allen anderen Städten der Malabar-Küste und ließen die übrigen arabischen Kaufleute vor der ihnen drohenden Gefahr warnen, so daß viele von diesen nach Kalikat kamen, um ihren Landsleuten in der Beseitigung der Portugiesen beizustehen.

Es galt vor allem, sich einiger der höchsten Beamten des Samorin, nämlich seines Schatzmeisters, seines Goßil oder Ministers und des Katwal oder obersten Polizeiministers zu versichern, von welchen namentlich der letztere sehr einflußreich war und eine beinahe unumschränkte Macht besaß. Diese drei Beamten waren nach der Landessitte sehr für Bestechungen zugänglich, gingen daher auf das Ansinnen der arabischen Kaufleute bereitwillig ein. Sie versprachen den Samorin vor den Fremdlingen zu warnen und demselben zu sagen, die Portugiesen seien reich, brauchten keinen Handel zu treiben und seien auch nicht in dieser Absicht hierher gekommen, sondern nur um sich die schönen und wohlhabenden Reiche Indiens zu unterwerfen; die beiden Caravellen seien offenbar nur ausgesandt um zu erspähen, ob und wie diese indischen Reiche zu erobern seien, und wie es daher am besten sein würde, die Fremdlinge niederzumachen und deren Schiffe zu verbrennen, damit sie keine Kunde in die Heimat senden könnten. Es galt ja, den Samorin zu über-

zeugen, daß ſeine Sicherheit und diejenige der übrigen indiſchen Herrſcher nur davon abhingen.

Es war jedoch den drei Beamten nicht ſo ganz Ernſt mit ihrer Zuſage, denn ſie wollten vorſichtig zu Werke gehen und ſich nicht zu ſehr bloßſtellen, falls es dem Samorin beliebte, doch mit den Portugieſen anzubinden, da unverkennbar Dawans Schilderungen von der Macht und dem Reichtum des Königs von Portugal und von den reichen und koſtbaren Geſchenken, welche Vasco de Gama dem Könige von Melinda gemacht habe, die Habgier des Samorin nicht wenig erregt hatten. Die drei hohen Hofbeamten nahmen daher einſtweilen die Geſchenke und das Gold der arabiſchen Kaufleute und ließen warnende Winke gegen den Samorin fallen, welche jedoch vorerſt nichts weiter bewerkſtelligten, als daß ſie den Herrſcher von Kalikat unſchlüſſig machten.

Der Samorin war noch immer geneigt mit Vasco de Gama in Verkehr zu treten, ſtand aber noch unter dem Einfluß der warnenden Mitteilung des Goßil, als Dawan, wie ſchon erwähnt, zum zweitenmal zu Hofe kam. Der Herrſcher verſchob daher ſeine Antwort wegen der Geiſeln, welche Vasco verlangt hatte, auf ein andermal und bat Dawan nach dem Schiff zurückzukehren und den Kapitän einzuladen, er möge irgend jemand nach Kalikat herüberſchicken, welcher ſich die Stadt anſehe und Einkäufe mache und welchem Sicherheit und freies Geleite verbürgt werden. Dieſes unverkennbar aus Argwohn und Mißtrauen hervorgehende Zögern des Samorin war Vasco de Gama ſehr ärgerlich und unbequem, allein er beſchloß der Sache die beſtmöglichſte Seite abzugewinnen und durch ſeine ganze Handlungsweiſe jedes Mißtrauen aus der Seele des indiſchen Herrſchers zu verbannen, damit er ſich denſelben zum Freunde gewinne und wenigſtens Warenladungen für ſeine

Schiffe bekomme, um bei seiner Rückkehr in die Heimat den König Manuel von dem Gelingen der Reise zu überzeugen.

Unter den Strafgefangenen an Bord des „San Raphael" war ein gewisser Joao Nuñez, ein Mann von ungewöhnlichem Verstand und Scharfblick, welcher auch der hebräischen und der arabischen Sprache mächtig war. Diesem befahl er mit Dawan ans Land zu gehen, alles genau zu beobachten, auf alles was die Leute sagten genau zu hören, deren Fragen aber nur mit der größten Vorsicht zu beantworten, vor allem aber sich durchaus nicht von Dawan zu trennen. Nachdem Vasco ihm dann noch eine Liste und Geld zum Einkauf von Lebensmitteln und Vorräten mitgegeben und ihm anbefohlen hatte, zwar keine anderen Waaren zu kaufen aber sich die in den Läden und Bazaren ausgestellten genau zu merken, schickte er Nuñez und Dawan den anderen Morgen in einem Boote nach der Stadt, wo diese bei ihrer Ankunft sogleich von einer dichtgedrängten Volksmenge umgeben wurden, denn Nuñez war der erste weiße Mann, welchen die Einwohner von Kalikat jemals gesehen hatten, und jedermann drängte sich herzu, um sich dieses wunderbare Geschöpf zu betrachten. Nur mit Mühe gelangten Dawan und Nuñez nach dem Hause des Goßil dem sie sich vorstellten und welcher sie freundlich empfing und nicht nur Erlaubnis zur Besichtigung der Stadt erteilte, sondern auch ihnen einen Diener mitgab, um sie gegen die Zudringlichkeit des Volkes zu schützen. Wie sie nun so durch die Stadt gingen und ihre Einkäufe machten, wurden sie von einigen der arabischen Kaufleute bemerkt, welche nun sogleich zum Goßil liefen und diesen veranlaßten, die beiden Fremdlinge über Nacht zu behalten, damit man sie aushole und irgend etwas erfahre, was die Araber bei dem Samorin gegen die Portugiesen benützen könnten. Inzwischen aber hatte Monsayd ebenfalls die Ankunft der beiden Fremd-

linge erfahren, war ihnen nachgegangen und hatte in einem der Baſſare oder Markthallen ſich an Nuñez angedrängt und ihm in ſpaniſcher Sprache die Warnung zugeflüſtert, ja nicht im Hauſe des Goßil zu übernachten, ſondern lieber ſeine eigenen Gäſte in ſeiner beſcheidenen Behauſung zu ſein. Darauf gingen ſie denn auch mit des Goßils Bewilligung und der Zuſtimmung der Araber ein, welche den Monſayd als ihren Vertrauten und Spion betrachteten. Nuñez und Dawan hatten dieſen Tauſch auch gar nicht zu bereuen, denn ſie wurden freundlich und reich bewirtet und erfuhren nun von Monſayd, er ſei ein geborener Spanier aus Sevilla, aber als Knabe ſchon von einigen Mauren geraubt und nach Aſien gebracht worden, wo er, zum Manne erwachſen und wieder in den Beſitz ſeiner Freiheit gelangt, große Reiſen gemacht und endlich in Kalikat eine Heimat gefunden habe. Hier habe er ſich zwar, um ſein Leben zu retten, für einen Moslem ausgegeben und zu den Arabern gehalten, ſei aber in ſeinem Herzen noch immer ein Chriſt. Joao Nuñez bat ihn nun, am andern Morgen mit nach dem Schiffe zu kommen, wo ihn Vasco de Gama herzlich willkommen heißen würde, und Monſayd ging auf dieſen Vorſchlag gern ein und begleitete die beiden, nachdem ſie ſich in aller Artigkeit von dem Goßil verabſchiedet hatten, an Bord des „San Raphael".

Die Gebrüder de Gama, welchen Monſayd auf dem Verdeck vorgeſtellt wurde, waren nicht wenig erſtaunt, hier einen Mann zu finden, der geläufig Spaniſch ſprach, und ſie behandelten denſelben — zumal als ſie ſein Schickſal erfahren hatten, — mit rückſichtsvoller und gewinnender Artigkeit, daß Monſayd davon tief ergriffen war. Vasco vertraute ihm offen den Zweck ſeiner Reiſe an, und ſtellte verſchiedene Fragen über die Verhältniſſe von Kalikat an ihn, unter anderm auch, ob er glaube, daß der Samorin freundlich gegen die

Portugiesen sein werde. Da gestand Monsayd tief erschüttert und zerknirscht dem Oberbefehlshaber, er sei eigentlich von den arabischen Kaufleuten gedungen worden, den Spion an den Portugiesen zu machen, in dieser Absicht an Bord ihrer Schiffe zu gehen und alles auszuforschen und auszuspähen, was er nur erlangen könne, um es dann seinen Auftraggebern zu hinterbringen; er sei aber durch die freundliche Behandlung der Portugiesen und das Wiedersehen christlicher Landsleute so sehr gerührt und in seinem Gewissen erschüttert worden, daß er fortan der treueste Diener und ergebenste Freund der Gebrüder de Gama sein werde. Hierauf enthüllte er denselben die ränkevollen Pläne der arabischen Kaufleute und erbot sich, allfällig die Rolle eines Spions weiter fort zu spielen, um die Portugiesen fortwährend von den gegen sie gesponnenen Anschlägen in Kenntnis zu setzen. Vasco nahm dieses Anerbieten an, beschenkte Monsayd mit einem Stück grünen Tuchs und versprach ihm für treue Dienste noch eine größere Belohnung, verbot ihm aber zum Schein, wieder an Bord der Schiffe zu kommen, und sandte ihn ans Land zurück.

Vasco de Gama war nun gewarnt und vorbereitet und sah ein, daß er vor allem sich in Geduld fassen mußte, wenn er seinen Zweck erreichen wollte. Trotz seiner wiederholten Bitten verstand der Samorin sich noch immer nicht dazu, Vasco selber zu empfangen, sondern wünschte erst einen Vertrauensmann zu sprechen, welcher ihm die Wünsche der Portugiesen und die Art und Weise, auf welche sie mit ihm einen Freundschafts- und Freundesvertrag machen wollten, vortragen solle. Darauf schickte Vasco seinen zuverlässigen Freund Nicolau Coelho mit einem Geleite von zwölf stattlichen Portugiesen ans Land, um mit dem Samorin zu unterhandeln, nachdem er ihm die eingehendsten Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte.

Als Coelho mit seinen Gefährten in Kalikat landete, wurde er

mit großer Feierlichkeit nach dem Palaſt des Samorin geführt und hier von dem Goßil empfangen, welcher ihn am Palaſtthor erwartete. Der Samorin ließ ſich entſchuldigen, daß er Geſchäfte halber den Geſandten nicht empfangen könne, und der Goßil machte daher, weil es ohnedem nahe an Sonnenuntergang war, Coelho den Vorſchlag, er möge im Hauſe eines Chriſten übernachten, um morgen in der Frühe ſogleich zur Hand zu ſein, wenn der Herrſcher ihm Gehör ſchenken wolle. Es geſchah aber nur, weil der Goßil die Abſicht hatte, die Fremdlinge ſowohl durch ſeine Späher ausholen zu laſſen als auch ihre Geduld auf die Probe zu ſtellen. Coelho hatte Vasco verſprochen, alles ruhig über ſich ergehen zu laſſen und die Geduld nicht zu verlieren, und er ergab ſich deshalb darein, ward auch mit ſeinen Leuten in dem Hauſe gut bewirtet und verpflegt und noch vor Schlafengehen von Monſayd heimlich gewarnt, er ſolle ſich ja nicht von Unmut hinreißen laſſen, denn auf den Rat arabiſcher Kaufleute gehe der Goßil damit um, den Empfang bei Samorin ſo lange wie möglich hinauszuſchieben, um die Portugieſen recht ungeduldig und widerwärtig zu machen, damit ſie womöglich Streit anfangen und ſo den Einheimiſchen einen Vorwand liefern ſollten, den Samorin gegen ſie einzunehmen.

Coelho befolgte dieſen Rat und als er am anderen Morgen zum Schatzmeiſter geführt wurde und dieſer ihm mitteilte, der Samorin ſei unwohl und nicht zu ſprechen, aber er, der Schatzmeiſter wolle die Botſchaft in Empfang nehmen, welche Coelho zu überbringen habe, — erklärte ihm Coelho kurzweg, er werde ſeines Auftrages nur gegen den Monarchen ſelbſt ſich entledigen und geduldig auf die Gelegenheit dazu warten.

Dies half; da der Samorin ſah, daß die Portugieſen feſt auf ihrem Willen beharrten, verſtand er ſich endlich dazu, den Geſandten

zu empfangen. Coelho fand ihn in einem kleinen schlecht beleuchteten Gemach, wo er auf einem niedrigen, mit einem weißen Tuche überbreiteten Ruhebett saß; er war ein großer hagerer Mann von sehr dunkler Hautfarbe, mit breiter Brust und Schultern, der Oberleib ganz nackt, von den Hüften an nur mit einem langen weißen Weiberrock bedeckt, dagegen mit kostbarem Geschmeide behangen, mit Arm- und Ohrringen, Halsketten u. s. w., und sogar um sein langes, schwarzes, in einem Knoten auf dem Scheitel aufgebundenes Haar noch eine Schnur Perlen gewunden.

Neben dem Ruhebett des Samorin stand ein Bramane oder Priester, welcher der vertraute Rat des Fürsten zu sein schien. Coelho verbeugte sich vor dem Samorin tief und schwieg dann, worauf der Bramane ihn fragte, weshalb er nicht rede. Coelho erwiderte, die gute Sitte erlaube ihm nicht eher zu reden, als bis der Samorin es befehle, und dieser forderte ihn nun dazu auf. Nun entledigte sich Coelho seines Auftrags, wobei der Bramane und Dawan die Stelle von Dolmetschern vertraten. Nach der Audienz mußte Coelho dann vor dem Palastthor auf den Bescheid des Samorin warten, worauf ihm der Bramane ein dürres Palmblatt, mit einigen rohen Strichen und Zeichen darauf, herausbrachte und auf eine Schnur, die er um den Hals trug, beschwur, daß der Samorin dieses Blatt selber unterzeichnet habe, welches eine Vollmacht für die Portugiesen sei, um nach ihrem Belieben in Kalikat Handel zu treiben.

Dawan raunte Coelho leise zu, er solle das Blatt als etwas ganz Heiliges betrachten, es nach einer tiefen Verbeugung empfangen, es erst an seine Lippen, dann auf sein Haupt und an seine Brust legen, was denn auch Coelho that, worauf er sich mit seinen Begleitern wieder an Bord des „San Raphael" zurückbegab. Unterwegs hatte Monsayd ihm noch heimlich ein Papier in die Hand

gedrückt, worin er ihm in spanischer Sprache riet, die kaiserliche Vollmacht anzunehmen und zu benützen, einen kleinen Warenvorrat behufs des Tauschverkehrs ans Land zu senden und einen Faktor oder Handelsmäkler zu ernennen, welcher am Lande bleiben und den Ein- und Verkauf überwachen sollte.

Sehr befriedigt von Coelhos Rückkehr und dem Ergebnis seiner Audienz beim Samorin, ließ Vasco de Gama Flaggen aufziehen, die Trompeten blasen und mit Kanonen feuern, worüber die Leute am Lande in nicht geringe Bestürzung gerieten. Sodann aber befolgte er ohne Zeitverlust Monsayds Rat, sich sogleich der Erlaubnis zum Handelsverkehr zu bedienen, ernannte einen umsichtigen Mann und ehemaligen Hofbeamten des Königs Manuel, Namens Diego Diaz, zum Faktor, um den Tauschverkehr mit den Bewohnern von Kalikat zu leiten, und schickte ihn mit Nuñez, Dawan und Maleng Kana nebst einem guten Waarenlager ans Land, um die Geschäfte zu beginnen. Er empfahl den Männern noch, im Verkehr mit den Eingeborenen höflich und nachgiebig zu sein, nicht mehr Waren zu erlangen zu suchen, als ihnen freiwillig angeboten wurden, die verlangten Preise so bereitwillig zu bezahlen, als ob sie dabei einen guten Handel abschlössen, und vor allem geduldig und duldsam zu sein und allen Streit zu vermeiden.

Als die Genannten ans Land stiegen, wurden sie von dem Schatzmeister empfangen, der bereits ein Haus mit zwei Gemächern an den Anländen für sie zur Faktorei ausgewählt und mit Bänken versehen hatte, denn wenn er auch der heimliche Spießgeselle der arabischen Kaufleute war, so mußte er doch die Befehle des Samorin vollziehen, wenn er sich nicht dessen Ungnade zuziehen wollte. Bald stellte sich denn auch ein reger Tauschverkehr her, weil die Portugiesen gute Preise bezahlten und volles Gewicht gaben, so daß die

Eingeborenen ihre Erzeugniſſe lieber den Chriſten als den moslemiſchen Arabern brachten, welche nun erſt recht neidiſch und eiferſüchtig auf ihre ausländiſchen Konkurrenten wurden und ihre Bemühungen verdoppelten, den Samorin gegen die fremden Eindringlinge aufzuhetzen. Da jedoch der habgierige Samorin mit den guten Preiſen, welche er und ſein Volk für ihre Waren von den Fremdlingen erzielten, ſehr zufrieden war und überdem von ſchönen und koſtbaren Geſchenken hörte, welche Vasco de Gama für ihn mitgebracht habe, ſo hörte er vorerſt noch nicht auf die Einflüſterungen, ſondern beſchloß, den Befehlshaber der fremden Schiffe zu empfangen und die von demſelben zu überliefernden Geſchenke und Botſchaften des Königs von Portugal ſich überreichen zu laſſen.

Zwölftes Kapitel.

## Vasco de Gamas Verkehr mit dem Samorin.

Sobald Vasco de Gama hiervon hörte, überließ er die beiden Schiffe der Obhut seines Bruders Paulo und des Coelho, und ging mit zwölf Mann ans Land, um sich dem Samorin vorzustellen. Der heimtückische Goßil hatte aber diesen zu bereden gewußt, daß er den portugiesischen Kapitän nicht im Palaste zu Kalikat, sondern auf dem schon erwähnten, fünf Legoas landeinwärts gelegenen Lustschlosse empfinge, damit der Samorin auf diese Weise Vasco vollständig in seine Gewalt bekomme und ihn allseitig als Gefangenen zurückbehalten könne. Dies hatte der treue Monsayd erfahren und Vasco durch den Faktor Diaz mitteilen lassen mit dem dringenden Rate, sich nicht eher ans Land zu begeben, als bis der Samorin einige angesehene Männer als Geiseln an Bord geschickt habe. Darnach hatte Vasco de Gama auch gehandelt und war nicht eher ans Land gegangen als bis drei angesehene Najer, wovon einer der Neffe des Goßil war, in ihrem besten Schmuck an Bord des „San Raphael" eingetroffen waren, was natürlich den Goßil zwang, die Fremdlinge sehr schonend zu behandeln, wenn er nicht das Leben der Seinigen gefährden wollte.

Die Geschenke für den Samorin waren ebenfalls ans Land gebracht worden; sie bestanden aus scharlachroten Tüchern und Sam-

ten, einem Stück gelben Atlas, einem gepolsterten Lehnsessel, mit reichem Brokat bezogen, zwei Kissen von rotem Atlas mit goldenen Schnüren eingefaßt und mit goldenen Troddeln an den Ecken, einem großen Spiegel in vergoldetem Rahmen, einem prächtigen getriebenen silbernen und vergoldeten Waschbecken mit Kanne, fünfzig scharlachroten Tuchmützen mit Knöpfen und Troddeln von gezwirnter karmosinroter Seide und fünfzig Dolchmessern von feiner niederländischer Arbeit mit Elfenbeingriffen und getriebenen silbernen Scheiden, allesamt sorgfältig eingeschlagen in schöne weiße Handtücher, welche mit Goldfäden gestickt und mit silbernen Fransen verziert waren.

Als jedoch Vasco mit seinen Begleitern und den Geschenken landete und hörte, daß der Samorin sich nach seinem Lustschlosse begeben habe, ärgerte ihn das und er ließ dem Goßil erklären, er werde nicht eher in die Stadt kommen, als bis der Samorin wieder in seinen Palast zurückgekehrt sei. Er ließ sich aber doch schließlich bewegen, nach dem Lustschlosse aufzubrechen, und zwar unter dem Geleite des Katwal oder Polizeiministers, welcher ungefähr zweihundert Mann, teils Lastträger, um das Gepäck zu tragen, teils Najer oder Kriegsleute, zu seiner Bedeckung bei sich hatte. Der Katwal und Vasco de Gama wurden in Sänften getragen; allein Vascos zwölf Begleitern in ihren Rüstungen und Feierkleidern wurde der lange Marsch durch den heißen Sand nicht wenig beschwerlich. Der Samorin empfing den Kapitän in einer hübschen offenen Halle, welche mit schönen Teppichen und Zeugen behangen war. Der morgenländische Fürst selbst saß auf einem niedrigen Ruhebett, in einem Kleide von feinem, mit goldenen Röschen gesticktem Baumwollenzeug, auf dem Kopf eine hohe Mütze von Goldstoff, mit Perlen und Edelsteinen gestickt, den Oberkörper nackt, an Armen und Beinen und in den Ohren goldene Reife, welche mit

Edelsteinen besetzt und mit Anhängseln und großen Rubinen, Smaragden, Türkissen, Opalen und Diamanten versehen waren. Vasco de Gama wurde dem Samorin durch einen der Obersten der Brâmanen vorgestellt und überreichte ihm das angebliche Schreiben des Königs Manuel in portugiesischer Sprache und einer arabischen Übersetzung, worauf eine kurze Unterredung über gleichgiltige Dinge folgte. Da Vasco diesmal keine Geschenke übergab, sondern ausdrücklich erwähnte, er habe dieselben wieder an Bord geschickt, damit sie nicht unterwegs bestäubt und verdorben würden, so entließ ihn der Samorin mit dem Bedeuten, er werde den Brief lesen und gelegentlich mit Vasco darüber sprechen; einstweilen aber solle Monsayd bei Vasco bleiben und ihm in allen nötigen Dingen an die Hand gehen, weil Vasco denselben gern um sich zu haben schien.

Um die nächste Audienz zu beschleunigen, machte Vasco auf Monsayds Rat den drei obersten Hofbeamten kostbare Geschenke an Geld und Waren, hatte aber die Unvorsichtigkeit, dem Schatzmeister mehr zu geben, als dem Goßil und dem Katwal, worüber diese sehr aufgebracht waren. Trotzdem aber kam die Audienz zustande, und diesmal legte Vasco de Gama erst in der Faktorei das prächtige Hofkleid an, in welchem er vor dem Samorin erscheinen wollte, und begab sich dann in großem Zuge, einen hübschen, in roten Atlas gekleideten Edelknaben zur Seite und von zwei Reihen Najer geleitet, nach dem kaiserlichen Palaste. Seinem Zuge gingen sieben Trompeter voran, welche aus Leibeskräften in ihre Instrumente bliesen, während von den Caravellen her die Kanonen donnerten.

Der Zug unter der Führung des Katwal und seiner zweihundert Najer begab sich erst in die große Pagode oder den Haupttempel der Stadt, wo die Fremdlinge von den Brâmanen [illegible] kommt, mit Weihwasser besprengt und mit gepulverte[illegible]

auf dem Kopfe beſtreut wurden. Alsdann ging der Zug beinahe durch alle Straßen der Stadt, durch dichtgedrängte Menſchenmaſſen hin, während alle Fenſter, Thüren und flache Dächer von Neugierigen wimmelten, nach dem Königspalaſt, einem großen, geräumigen und ſchönen Gebäude, das von hübſchen Baumgruppen und wohl angelegten Gärten umgeben war.

Am Thore des Palaſtes wurde der Zug der Portugieſen von einer Schar reich gekleideter Höflinge empfangen, an deren Spitze der Vornehmſte der Brâmanen ſtand, und dann unter einem großen gewölbten Thore und vier geräumige, mit Säulenhallen umgebene Höfe hindurch, welche ſämtlich durch Abteilungen von Najer gehütet wurden, in eine weite Halle geführt, in welcher der Samorin auf einem Eck-Balkon in ſeinem reichſten Schmucke unter einem Thronhimmel auf einem Diwan von weißer Seide und Goldbrokat ſaß. Er empfing Vasco gnädig und ließ ihn neben ſich auf dem Diwan Platz nehmen, während ſeine Begleiter ſich auf den vorderſten der im Halbkreis vor dem Balkon aufgeſtellten Bänke ſetzten.

Die Audienz begann damit, daß man den Portugieſen Waſſer zum Händewaſchen reichte und ſie dann mit Feigen und anderem Obſt bewirtete. Dann legte Vasco dem Samorin die mitgebrachten Geſchenke vor, welche denſelben durch ihre Mannigfaltigkeit und Koſtbarkeit ſehr überraſchten und ſo heiter ſtimmten, daß er ſich auf Vascos Bitte ſogleich in den Lehnſeſſel ſetzte, um denſelben zu probieren. Hierauf wandte ſich der Samorin an Vasco mit der Aufforderung, nun vor ſeinen Höflingen den Zweck ſeiner Ankunft in Kalikat anzugeben; allein Vasco erwiderte: ſeine Weiſung laute dahin, daß er denſelben nur dem Monarchen ſelbſt mitteile, worauf der Samorin in Begleitung einiger ſeiner Vornehmſten Vasco, Dawan und den alten Oberprieſter, welche als Dolmetſcher dienten,

in ein inneres Gemach führte, wo Vaseo de Gama eine sehr schmeichelhafte Anrede an seinen Wirt hielt, ihn im Namen des Königs von Portugal herzlichst begrüßte und den Wunsch äußerte, mit dem Samorin ein Freundschafts- und Friedensbündnis einzugehen, damit beide Nationen in Ruhe und Ehren mit einander Handel treiben könnten, denn dies sei der Wunsch König Manuels und nur aus diesem Grunde allein Vasco hierher gekommen, fest entschlossen, eher sein Leben daran zu geben, als diese Zwecke zu verfehlen. Und nachdem nun der Samorin, unverkennbar sehr geschmeichelt von diesen Ausdrücken und den erhaltenen Geschenken sich noch das Land Portugal und seine Entfernung von Indien, die Zahl seiner Krieger und Schiffe und seiner überseeischen Besitzungen u. s. w. hatte beschreiben lassen, so entließ er Vasco de Gama auf das Gnädigste mit dem Befehl, ihm eine stattliche Geleitsmannschaft mitzugeben.

Es war mittlerweile beinahe dunkel geworden und der Regen fiel in Strömen, so daß Vaseo in seinem kostbaren Hofkleide sich kaum auf die Straße wagen konnte; da aber keine Sänfte zu haben war, und der Katwal ihm nur ein ungesatteltes Pferd geben konnte, welches Vasco nicht besteigen wollte, so mußte er sich zuletzt zu Fuß auf den Weg machen, kam aber nur bis zu der Faktorei, wo er rasch seine durchnäßte und ganz verdorbene kostbare Kleidung gegen eine einfachere vertauschte und seinem Bruder Paulo brieflich den Erfolg seiner Unterredung mit dem Samorin meldete, denn er wollte diese Nacht in der Faktorei schlafen, weil er am andern Morgen in aller Frühe zu dem Herrscher entboten zu werden hoffte, um die Antwort auf den Brief seines Königs in Empfang zu nehmen.

Am andern Morgen überbrachte der Schatzmeister auch Vasco

im Namen des Samorin dessen Geschenke: einige Stücke Goldbrokat, eine große Porzellanschale voll Moschus und viele andere merkwürdige Gegenstände, als Angebinde für Vasco und den König Manuel. Auch wurde sogleich die Faktorei auf Befehl des Monarchen vergrößert, und der Tauschverkehr mit den Einheimischen nahm an Umfang und Lebhaftigkeit zu, so daß alles im besten Geleise zu sein schien.

Allein gerade jetzt drohte ein Umschlag. Kaum hatten die arabischen Kaufleute erfahren, daß der Samorin sich durch die Gesandtschafts- und die Freundschafts-Anerbietungen des mächtigen Herrschers eines so fernen Landes so sehr geschmeichelt fühle, so sahen sie sich wirklich gefährdet und beschlossen einen Hauptstreich gegen die Eindringlinge zu führen. Sie bestachen den Katwal, welchem der Samorin die Unterhandlung mit den Portugiesen und die Fürsorge für deren Sicherheit aufgetragen hatte, daß er den Tauschhandel der Portugiesen einschränke und lähme, diese selbst aber seinem Herrn verdächtig mache. Voll Neid und Ärger darüber, daß Vasco ihn minder reich beschenkt hatte, als den Schatzmeister, und durch die reichen Bestechungen der arabischen Händler gewonnen, hinderte der Katwal vorläufig die Portugiesen, die Faktorei zu verlassen und sich mit den Geschäften in der Stadt bekannt zu machen, unter dem Vorwande, daß er Händel zwischen ihnen und den Mauren verhüten wolle. Vasco de Gama wurde dadurch abgehalten, sich mit den nötigen Vorräten an Proviant zu versehen, und witterte Verrat. Er wandte sich daher an den Goßil mit der Bitte, ihm entweder noch eine Audienz beim Samorin zu verschaffen, oder ihn ohne Ladung wieder absegeln zu lassen, weil er für das Sicherste hielt, sich vorerst mit der Entdeckung von Indien zu begnügen, bis der König eine hinreichend starke Flotte herschicken

könne, um den Arabern und ihren Schiffen die Spitze zu bieten. Er hatte nämlich inzwiſchen von Monſayd erfahren, daß die arabiſchen Kaufleute nur auf die Rückkehr ihrer Schiffe aus Dſchiddah (Mekka), Aden, Ormus und andern Häfen der Küſte Arabiens warteten, um die beiden Caravellen anzugreifen und ſich ihrer und ihrer portugieſiſchen Bemannung zu bemächtigen.

Der Katwal hatte unterdeſſen bei jeder Gelegenheit dem Samorin geſagt, er höre von allen Fremden aus den weſtlichen Ländern, dieſe Portugieſen in den beiden Caravellen ſeien keine Kaufleute, ſondern heimatloſe Abenteurer, aus ihrem Vaterlande wegen Verbrechen verbannt, und ſchwärmten darum in ferner Gegend herum, wo man ſie nicht kenne, um Seeräuberei zu treiben. Ihr ganzes Vorgeben ſei Lug und Trug; ſie hätten die Briefe, welche ſie dem Samorin überreicht, ſelber geſchrieben, denn es ſei nicht wahrſcheinlich, daß ein König, welcher am andern Ende der Welt wohne, dem Samorin Geſandte ſchicke und dieſem ſo geringfügige Geſchenke für ihn mitgeben werde, dergleichen der geringſte Kaufmann aus Mekka darzubringen ſich ſcheuen würde. Schon der geringe Vorrat von Waren, welchen die Fremdlinge mitgebracht haben, und die Thatſache, daß ſie nicht einmal die laufenden Preiſe der Gewürze und Spezereien kannten und ſie darum viel zu theuer bezahlten, beweiſe genugſam, daß ſie keine Kaufleute ſeien, wie ſie vorgeben, und daß ſie auch nicht um des Handels willen hierher gekommen ſeien. Geſetzt aber auch, alles wäre wahr, was die chriſtlichen Fremdlinge von ſich ſagten, ſo wäre es doch nicht lohnend ſich mit Leuten einzulaſſen, welche zu ihrer Her- und Rückfahrt ein ganzes Jahr brauchten, und auch nicht klug, ſich ihretwegen mit den Arabern zu überwerfen, deren Feinde die Portugieſen ſeien und von deren

Handel nach den Häfen Arabiens die Wohlfahrt des ganzen Landes abhänge.

Diese Vorstellungen machten natürlich auf den argwöhnischen und habgierigen Herrscher von Kalikat einigen Eindruck, und es fehlte wenig, so hätte er sich zu Gewaltmaßregeln gegen die Portugiesen hinreißen lassen, so daß diese unfehlbar Gut und Leben verloren haben würden, denn der Goßil und der Schatzmeister waren ja mit dem Katwal im Komplot. Allein der alte Oberpriester der Brâmanen, welchen das maßvolle und offene Benehmen der Fremdlinge sehr zu deren Gunsten eingenommen hatte und der die Moslemen nicht leiden mochte, warnte den Samorin vor einer unbesonnenen Handlung und riet ihm, erst den Anführer der Portugiesen selbst darüber zu hören. Hierdurch erhielt Vasco de Gama vom Samorin aus die Audienz bei demselben, welche er vergebens beim Goßil erbeten hatte. Der Samorin hielt in dieser Audienz dem Vasco alles das vor, was er über ihn und die Seinigen gehört hatte, befahl ihm hierüber die Wahrheit zu bekennen, und versprach ihm für diesen Fall nicht nur Verzeihung, sondern auch Unterstützung.

Vasco de Gama war zwar auf diesen Zwischenfall nicht gefaßt, aber er verteidigte sich offen und mannhaft in einer geharnischten Rede gegen die Verleumdungen seiner Feinde. Er schilderte dem Samorin die vielen wichtigen Entdeckungen, welche die Portugiesen auf einer Küstenstrecke von ungefähr 1600 Legoas gemacht, wie sie überall Handelsbeziehungen hergestellt und sich mit den verschiedensten Völkern befreundet hätten. Der Samorin dürfe sich nicht wundern, sagte er, daß sein König auch mit ihm freundschaftliche Beziehungen herzustellen wünsche, denn diese würden ja bei den vielen Handelsschiffen und dem Unternehmungsgeist der Portugiesen nur für beide

Teile lohnend werden. Er erläuterte dem Samorin, daß die Araber und Mauren natürlich die Portugieſen haßten und ſie überall zu verleumden ſuchten, weil dieſe ihnen in Afrika viele Plätze weggenommen hätten; dieſe Araber ſeien zu feig, es mit den Portugieſen in offenem Kampfe aufzunehmen, und ſuchten ſie daher durch Hinterliſt und Verleumdung zu ſchädigen. Zum Beweiſe dafür berief Vasco de Gama ſich auf das Zeugnis des Lotſen Maleng Kana und des Dawan über die Vorfälle in Moſambik und Mombaſa, und bemerkte ſchließlich: wenn auch ihn und ſeine Begleiter das Schickſal treffen ſollte, niemals wieder ins Vaterland zurückzukehren, ſo würde doch König Manuel ſo lange Flotten nach Indien zu ſchicken fortfahren, bis er ſeinen Zweck erreicht und ein Bündnis mit dem Samorin geſchloſſen haben würde. Schließlich bat er den Samorin, doch den Anfeindungen der Araber wirkſam zu ſteuern und ihnen die fortwährenden Hetzereien, Neckereien und Herausforderungen zu verbieten, denn ſo friedliebend und geduldig die Portugieſen auch ſeien, ſo ſeien ſie doch nicht gewöhnt, Beleidigungen ungerächt hinzunehmen.

Der Samorin und der alte Brâmane hatten Vasco während ſeiner Rede ſcharf beobachtet, waren aber durch ſein Feuer und ſeine Feſtigkeit von ſeiner Rechtſchaffenheit und Wahrhaftigkeit überzeugt worden. Weil aber der Samorin es mit den arabiſchen Kaufleuten nicht verderben wollte und konnte, ſo bat er Vasco, wieder an Bord zu gehen und dort ſeine Abfertigung zu erwarten, was ſchon wegen ſeiner eigenen Sicherheit ratſam ſein würde, denn wenn es zwiſchen den Arabern und Portugieſen zu blutigen Händeln käme, was bei dem Erſcheinen der letztern in den Straßen von Kalikat nicht unmöglich wäre, ſo würde es [illegible] Samorin, in

eine sehr widerwärtige Lage bringen, weil er mit den Arabern schon seit Jahren auf dem freundlichsten Fuße stehe.

Als nun auch dieser Anschlag gegen die Caravellen und ihre Insassen vereitelt war, drangen die Araber in den Katwal, er solle Vasco de Gama veranlassen, mit seiner Mannschaft ans Land zu gehen und die Schiffe auf den Strand ziehen zu lassen, weil jene meinten, sie könnten alsdann am leichtesten die Portugiesen niedermachen und die Caravellen anzünden; Vasco erwiderte aber, auf diese beiden Ansinnen könne er nicht eingehen, da ihm der Samorin ausdrücklich verboten habe, seine Mannschaft ans Land gehen zu lassen, wo sie nur Beschimpfungen ausgesetzt sei, und seine Schiffe seien keine Flachboote, wie die in Indien landesüblichen, und können daher nicht aufs Land gezogen werden, sondern müßten auch im Winter flott bleiben.

Nun hatten die Araber keine andere Wahl mehr, als sich der Person des Vasco zu bemächtigen und ihn nebst seinen Begleitern durch Meuchelmord aus dem Weg zu räumen, und hierzu sollte ihnen der Katwal verhelfen. Unter dem Vorwand, der Samorin wolle Vasco de Gama noch einmal in Audienz empfangen und zwar auf einem seiner Landsitze, lockte Katwal den portugiesischen Oberbefehlshaber in Kapukad ans Land, führte ihn und seine Begleiter in zwei Booten davon, um ihn angeblich nach dem Landsitze des Samorin zu bringen und führte ihn förmlich in die Irre. Die Portugiesen waren unbewaffnet, und selbst Vasco hatte nur einen Dolch bei sich. Der Katwal erwartete, daß die Araber selbst über die Portugiesen herfallen und sie ermorden würden; allein diese waren zu feig dazu, und der Katwal wollte, aus Furcht vor der Ungnade des Samorin, seine Najer nicht zum Meuchelmord hergeben. So begnügte er sich damit, den Kapitän und seine zehn Begleiter einige

Tage lang gewiſſermaßen in Haft zu behalten, unter dem Vorwand ſie vor den Angriffen der Araber zu ſchützen, und wollte während dieſer Zeit entweder Vasco zu einem Zornausbruch reizen, welcher dann den Vorwand geliefert haben würde ihn mit ſeinen Begleitern niederzuhauen, oder ihn durch Einſchüchterung zu zwingen, daß er den Reſt ſeiner Waren ans Land kommen laſſe, wo dann der Katwal gemeinſam mit den Arabern ſich derſelben bemächtigt haben würde. Vascos Geduld und Faſſung und ſein Einfluß auf ſeine, über dieſe ſchändliche Behandlung empörten Leute vereitelten den erſten Anſchlag. Auf das zweite Anſinnen aber, welches ihm auf einem einſamen, abgelegenen und wohlbewachten Gehöfte geſtellt wurde, ſchien Vasco eingehen zu wollen, und bat daher um Erlaubnis, an ſeinen Bruder Paulo ſchreiben zu dürfen, daß dieſer den Reſt der Warenvorräte aus Land ſchicke. Dies ſchrieb er denn auch, und ſein Brief wurde auf Befehl des Katwal von Monſayd dieſem überſetzt, aber er gab dem Boten noch einen andern Brief an Paulo mit, worin er demſelben ſeine Lage ſchilderte und ihn bat, ſogleich Kana und Monſayd an den Samorin abzuſchicken und dieſen wiſſen zu laſſen, wie es ihm gehe und wie man gegen alles Recht und Abkommen mit ihm verfahre. Ferner bat er ihn, die drei Najer, welche als Geiſeln an Bord ſeien, freizugeben und ihnen die Handlungsweiſe des Katwal mitzuteilen, damit ſie ſie zur Kunde des Samorins brächten. Endlich aber ermahnte er ſeinen Bruder, auf ſeiner Hut zu ſein, und befahl ihm, falls er mit ſeinen Begleitern binnen einer beſtimmten Friſt nicht wieder an Bord zurückkehre, ihn unbedingt ſeinem Schickſal zu überlaſſen, ohne ihn in See zu ſtechen und vor Ankunft der Schiffe aus Arabien mit den beiden Caravellen die Heimfahrt nach Europa anzutreten.

Als dieſe beiden Briefe einige Stunden lang abgegangen waren,

ſah der Katwal nach ſeinen Gefangenen und nun erklärte Vasco de Gama ihm offen, was er eigentlich an ſeinen Bruder geſchrieben habe. Der Katwal erſchrak, denn er fürchtete nun die ſchwere Verantwortlichkeit gegenüber dem Samorin. Er ließ daher Vasco und ſeine Gefährten ſogleich frei und nach Kapukad zurückbringen, erklärte alles für ein Mißverſtändnis und verlangte nur, daß der Faktor Diego Diaz, der Buchhalter Alvaro de Braza, der Dolmetſcher Fernao Martins und vier von den Portugieſen gleichſam als Geiſeln am Land bleiben ſollten, weil angeblich die Einwohner von Kapukad und die Fiſcher von den immer ſegelfertigen Schiffen der Portugieſen Feindlichkeiten befürchteten. Dieſe ſieben Portugieſen ſollten nach wie vor die Erlaubnis zum Einkauf von Lebensmitteln haben, bis die Abfertigung vom Samorin eintreffe. Da aber der Faktor und ſeine Leute ſchon ſeither durch die Umtriebe der Araber und des Katwal nur ſehr wenig Proviant in Kapukad hatten einkaufen können, ſo riet der Katwal, Vasco ſolle dieſe Leute lieber nach Kalikat ſchicken, wo Lebensmittel, die in Kapukad mangelten, in Hülle und Fülle zu haben wären, wie er dann überhaupt vielleicht beſſer thun würde, auch mit ſeinen Schiffen im Hafen von Kalikat vor Anker zu gehen, um näher bei dem Samorin zu ſein und ſeine Abfertigung eher zu erhalten.

Vasco de Gama durchſchaute jedoch das ganze Ränkeſpiel und ſah ein, daß man ihn nur hinhalten wollte, bis die arabiſchen Schiffe zurückkämen. Um aber keine Furcht zu zeigen und auch mit Hülfe Monſayds, der ihm ja vom Samorin als Unterhändler beigegeben war, dieſem näher zu ſein, fuhr er mit ſeinen Schiffen nach Kalikat hinauf, ging auf der Rhede vor Anker und berief Monſayd zu ſich. Von dieſem erfuhr er, daß die Araber längſt ſchon die Portugieſen

erschlagen haben würden, wenn sie sich nicht vor der Rache des Samorin fürchteten und daß der Samorin selbst nach einem entfernteren Lustschlosse gereist sei, ohne die Ausfertigung für den Kapitän besorgt zu haben. Vasco de Gama entschloß sich daher unter Zustimmung seiner Offiziere, unverweilt in See zu gehen, obwohl weder seine Ladung vollständig noch seine Abfertigung erfolgt war. Er schrieb deshalb an Diego Diaz, dieser solle mit seinen Leuten zu einer bestimmten Stunde am Strande sein, wo ihn ein Boot erwarten und abholen werde. Als aber der Faktor mit seinen Begleitern und dem Rest ihrer Waren sich an den bezeichneten Punkt begeben wollten, wurden sie von den Arabern überfallen, ausgeplündert und als Gefangene mitgeschleppt unter dem Vorwande, daß die Ausfuhrzölle für die verschifften Waren noch nicht bezahlt seien.

Jetzt hatte Vascos Langmut ein Ende. Er ließ durch seine Boote etwa zwanzig Fischer auffangen und stach mit ihnen in See kreuzte aber noch vor der Küste. Da die Angehörigen der Geraubten hierüber ein lautes Geschrei erhoben, so suchten die Araber hieraus Nutzen zu ziehen und dem Samorin zu beweisen, daß die Portugiesen nur gemeine Seeräuber seien. Allein die Najer, welche als Geisel auf dem „San Raphael" gewesen waren, die Bramanen und einige Vornehme, welchen der von den Portugiesen reichbeschenkt entlassene Monsayd den ganzen Hergang erzählt hatte, hatten eine bessere Meinung von den Portugiesen und dran- Samorin, die Sache untersuchen zu lassen. Dieser bea t zwei ange- sehene Männer, welche denn auch fande Gama nur Wiedervergeltung geübt habe und noch reuze, um seine eigenen Leute gegen seine Gefan- schickte daher durch diese den genannten

Diogo Diaz und dessen Gefährten hinaus und dieselben wurden gegen die Fischer ausgewechselt. Der Samorin ließ sich damit entschuldigen, daß all dies ohne sein Vorwissen geschehen sei, daß der Katwal aber bereits im Kerker läge und seine Strafe erwartete. Ferner sandte er einen in arabischer Sprache abgefaßten Brief an den König Manuel, worin er bedauerte, daß die alten Streitigkeiten zwischen Christen und Mauren (welch letztere seine Schutzbefohlenen, in seinem Reiche angesessen und schon seit Jahrhunderten im Besitz des Handels daselbst seien) ihn diesmal verhindert hätten, dem Vasco de Gama eine förderliche Abfertigung angedeihen zu lassen, daß er es aber künftig gern sehen würde, wenn ein Handelsverkehr und ein Bündnis zwischen den Portugiesen und seinen eigenen Unterthanen zu Stande käme, ohne wieder derartige Streitigkeiten zu verursachen.

Nun hatten aber die Araber die dem Faktor abgenommenen Waren nicht herausgegeben, obwohl der Samorin dies versprochen hatte, und Vasco nahm daher (wodurch er sich allerdings den gerechten Vorwurf des See- und Menschenraubs zuzog, den ihm die Gegner machten) sechs Indier mit, welche er hatte aufgreifen lassen, und beschoß einige Boote, welche ihm um dieser Gefangenen willen nachfuhren, mit Kanonen, was zwar unklug war, da es den Portugiesen ein schlechtes Andenken hinterließ und die ihnen von den arabischen Kaufleuten gegebene Bezeichnung als Seeräuber zu rechtfertigen schien, aber einem Manne leicht verziehen werden kann, welcher, wie Vasco de Gama, beinah drittehalb Monate lang von dem Hochmut, der Habgier, Schwäche, Feigheit und Falschheit des „Herrn des Hügels und der Welle" soviel zu leiden gehabt hatte. Auch der neue Monsayd, welchem die Portugiesen in mehr als einem Falle Rettung in Kalikat verdankten, kam an Bord des „San Ra-

phael", um mit den Portugiesen nach Europa zurückzukehren, weil er sich unter den tückischen und geldgierigen arabischen Kaufleuten nicht mehr für sicher hielt, und am 29. August stach Vasco de Gama mit den beiden Caravellen wieder in See, nach einem Aufenthalt von vierundsiebzig Tagen in der Bay von Kalikat.

Dreizehntes Kapitel.

## Die Heimkehr von Indien.

Die beiden Caravellen waren aber noch nicht weit in See als plötzlich eine Windstille eintrat und sie zwang, nur etwa anderthalb Seemeilen vom Lande liegen zu bleiben. Sobald das von Kalikat aus bemerkt wurde, liefen gegen sechzig kleine Fahrzeuge, stark mit Bewaffneten bemannt, von dort und von Kapukad aus und näherten sich den portugiesischen Schiffen in der Hoffnung, sich derselben durch einen kühnen Überfall leicht bemächtigen zu können. Vasco de Gama empfing aber die Indier und Araber in diesen Booten mit einem solchen Hagel von Paßkugeln, Kartätschen und Traubenschüssen, daß ihnen das Gelüst verging und sie sich eiligst nach der Küste zurückzogen und die beiden Caravellen setzten ihre Fahrt alsbald fort, nachdem wieder ein Wind aufgesprungen war.

Vasco de Gama wünschte, zum Zeichen seiner Besitzergreifung im Namen der Krone Portugal, an dieser Küste einen Wappenpfeiler aufzurichten und segelte daher möglichst nahe am Strande hin, um eine hierzu geeignete weithin sichtbare Stelle aufzusuchen. Unterwegs begegnete ihm ein Fischerboot, welches er beizulegen zwang und dem er einen Brief an den Samorin mitgab. In diesem unter seinem Diktat von Monsayd in arabischer Sprache verfaßten Schreiben

beſchwerte er ſich zunächſt über das treuloſe Verfahren der Bewohner und Behörden von Kalikat gegen ihn und ſeine Leute und über die widerrechtliche Vorenthaltung ihres Eigentums und meldete dem Samorin, er habe deſſen Unterthanen nicht ſowohl als Geiſeln oder um das Wiedervergeltungsrecht auszuüben mitgenommen, ſondern nur um dieſe Leute ſeinem König vorzuſtellen, damit ſie dieſem mündlich Bericht von dem Reiche des Samorin geben und dereinſt bei ihrer Rückkehr dem Samorin durch den Bericht über ihre eigenen Erlebniſſe unter den Portugieſen die Überzeugung von den Verleumdungen der arabiſchen Kaufleute beibringen könnten, denn er verſprach, daß die mitgenommenen Indier durch ihn ſelbſt oder irgend einen anderen Kapitän, der nach Indien führe (was im nächſten Jahre ſicher geſchehen würde), wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden ſollten. Hierauf ſegelte Vasco weiter bis er zu einer kleinen Inſelgruppe zwiſchen Battikola (Batköl) und Bakanur (Barkur), zwei angeſehenen Hafenſtädten jener Küſte im Reiche Kanara, kam. Auf einer dieſer Inſeln, der er den Namen Santa Maria beilegte, unter welchem ſie noch bis auf dieſen Tag bekannt iſt, errichtete er den gewünſchten Wappenpfeiler, und ſegelte dann weiter gen Norden. Die beiden Caravellen waren aber inzwiſchen ſo ſchadhaft geworden, daß man im Ernſt daran denken mußte, ſie recht gründlich auszubeſſern und zu kielholen, bevor man mit ihnen die weite Fahrt über den Ozean nach der Oſtküſte Afrikas machte. Die günſtigſte Gelegenheit hierzu bot eine andere Inſelgruppe, auf welche man bald ſtieß und die von den Portugieſen den Namen Angedivia oder Andjediva erhielt. Dieſen Namen welcher eigentlich „Fünf Inſeln“ bedeutet, führten die Inſeln auch bei den Eingeborenen der Küſten, denn in ihrer Sprache heißt Antſche fünf und Div eine Inſel. Hier wurden die beiden Caravellen eine um die andere entladen,

Vasco de Gama ergreift Beſitz von der Inſel Santa Maria.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Digitized by Google

gekielholt und frisch kalfatert und in allen Teilen ausgebessert und zugleich die Wasservorräte erneuert. Während man damit beschäftigt war, liefen aus dem an der benachbarten Küste gelegenen Onur (dem heutigen Honawar oder Honore) einige Ruderschiffe des dortigen Monarchen Timoja, der später ein so großer Anhänger und treuer Bundesgenosse der Portugiesen wurde, aus und versuchten die beiden Caravellen anzugreifen, wurden aber mit solch wirksamen Geschützsalven empfangen, daß sie sich alsbald zerstreuten und den Angriff nicht mehr zu erneuern wagten.

Am Tage nach diesem siegreichen Gefecht erschien auf der Landspitze der Insel, vor welcher die Portugiesen lagen, ein Mann in fremdartiger Tracht, mit einem Kreuze in der Hand, und rief den Portugiesen auf Italienisch zu, er möchte gern mit ihren Kapitän sprechen und demselben wertvolle Mitteilungen machen, wenn man ihm freies Geleit verbürge. Vasco de Gama ließ ihm erwidern, er möge ohne Furcht kommen, wenn er rechtschaffene Absichten habe, und der Fremde erschien nun an Bord. Da man aber in ihm einen der Männer zu erkennen glaubte, welche den versuchten Überfall vom vorigen Abend geleitet hatten, so drohte ihm Vasco mit der Folter, nämlich daß er ihm kochendes Fett über den Rücken gießen lassen wolle, wenn er nicht redlich und aufrichtig bekenne, in welcher Absicht er gekommen sei. Und nun erklärte der Fremdling, er sei ein Jude aus Posen und frühzeitig als Sklave nach Indien gekommen, wo er bisher im Dienste des Statthalters von Goa, Sobay, gestanden habe. Sein Herr habe ihn ausgeschickt, um das Treiben der zweideutigen Fremdlinge näher zu erforschen und deren Anführer den Vorschlag zu machen, er solle mit seinen Schiffen in die Dienste des Sobay treten. Hiervor aber warnte der Jude, weil Sobay sich jedenfalls mit tückischen Anschlägen trage; und er warnte

Vasco, nicht zu lange hier zu verweilen, weil er sonst unfehlbar von den Schiffen des Sobay angegriffen werden würde. Zugleich aber gab er Vasco seinen Wunsch zu erkennen, ein Christ zu werden und mit den Portugiesen nach Europa zurückzukehren. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt und er sogleich auf den Namen Gaspar Gama getauft und an Bord behalten, wo er nicht nur Vasco de Gama, sondern auch allen nachfolgenden portugiesischen Flotten unschätzbare Dienste leistete. Seine Warnungen wurden auch benützt, denn da die Schiffe mittlerweile wieder ganz in Stand gesetzt waren, gingen sie schon am folgenden Morgen wieder unter Segel.

Allein die angetretene Reise war eine höchst mühsame und gefährliche, denn die Portugiesen waren noch nicht mit den Jahreszeiten der indischen Winde vertraut, und so hatte Vasco de Gama von Andjediva aus seinen Rückweg nach Afrika angetreten, ehe sich noch der Nordost-Monsuhn eingestellt hatte. Die beiden Caravellen hatten daher fortwährend ungünstigen Wind und verbrachten, wie von einem abgünstigen Zauber verfolgt, drei volle Monate im Indischen Ozean zwischen Malabar und Afrika und hatten namenlose Entbehrungen und Mühsale zu erdulden. Der Skorbut war wieder an Bord der Schiffe ausgebrochen, raffte viele Opfer hin und wirkte so ansteckend, daß man oft kaum noch sieben oder acht gesunde oder minder kranke Matrosen auf jedem Schiffe hatte, um den Dienst zu versehen, und daß wieder große Entmutigung unter der Mannschaft herrschte. Aber endlich trat der günstige Nordost-Monsuhn ein und erfaßte die beiden Caravellen, welche nun nach einer Fahrt von vier weiteren Wochen endlich am 2. Januar 1499 Land und bald darauf die Hafenstadt Magadaschо im Somali-Lande, das heutige Mugdischa oder Magadoscha (unter dem 2.° nördl. Breite) erblickten. Vasco de Gama erachtete es jedoch für gefährlich, die

Gesinnung der dort wohnenden Mauren oder arabischen Händler auf die Probe zu stellen, und segelte vorüber. In Melinda dagegen legte er an, fand bei dem Könige die freundschaftlichste Aufnahme und Erfrischungen und Lebensmittel aller Art, namentlich für seine Kranken, von denen ihm aber während der fünf Tage, welche man in Melinda zubrachte, noch acht starben.

Als die beiden Caravellen weiter segelten, geriet der „San Raphael" wieder auf dieselbe Bank, auf welcher er schon auf der Hinreise aufgelaufen war. Allein diesmal konnte das Schiff nicht wieder flott gemacht, sondern mußte verlassen werden. Dies erschien jedoch Vasco nicht als ein wesentlicher Verlust, denn er hatte kaum mehr genug Mannschaft, um außer den zwei alten Schiffen noch das aus Indien mitgebrachte Schiff bemannen zu können. Es wurde also Ladung und Mannschaft des „San Raphael" auf die beiden anderen verteilt und das aufgefahrene Schiff den Bewohnern von Melinda preisgegeben, das man nun, neu verproviantiert und reichlich mit Wasser versehen, nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen im ganzen, am 20. Januar verließ.

Da die Lotsen aus Melinda mit der afrikanischen Küste genau vertraut waren, so ging die Fahrt längs derselben glücklich von statten. Man legte nur in Sansibar an, wo der König der Insel und die Bewohner sich freundlich erwiesen. Am 2. Februar erreichte man die Insel San Jorge bei Mosambik, und am 20. März umfuhr man das Kap der Guten Hoffnung. Die Mannschaft hatte sich mittlerweile unter den höheren Breiten so weit erholt, daß wieder alle ihren Dienst thun konnten; aber die Strapazen und Mühsale hatten noch kein Ende, und nur mit Mühe kam man bis an die Inseln des Grünen Vorgebirges. Allein hier wurden die Schiffe von einem heftigen Sturm überfallen und getrennt, und Coelho

glaubte, Vasco sei ihm mit seinem Schiffe vorausgekommen, und setzte daher seine Fahrt allein fort, so daß er am 10. Juli, nach einer zweijährigen Reise, glücklich in Lissabon anlangte und dem König Manuel zuerst die Kunde von der glorreichen Auffindung des Wunderlandes Indien und der glücklich vollbrachten Entdeckung des Seeweges dahin überbrachte, zugleich aber auch Grund zu der schmerzlichen Annahme gab, Vasco de Gama könnte in jenem Sturme untergegangen sein.

Dem war jedoch nicht so. Vasco hatte während des Sturmes eine Unterkunft auf der Insel San Jago oder Santiago (der bedeutendsten der Inseln des Grünen Vorgebirges) gesucht; weil aber sein Bruder Paulo in den jüngsten Wochen bedenklich erkrankt war und offenbar die Seereise nicht mehr ertragen konnte, so übergab er sein Schiff der Führung des Hauptmanns Joao de Sa mit dem Auftrage, es nach Lissabon zu bringen, er selbst aber mietete eine Caravelle und ging in derselben mit seinem Bruder nach Terceira, einer Insel der Azorengruppe, von deren milderem Klima er Genesung für seinen Bruder erwartete. Paulo de Gama war aber schon so schwach, daß er kurz nach der Ankunft auf Terceira starb und es somit nicht erleben durfte, für seine treuen Dienste auf dieser kühnen mühevollen Reise den Lohn und Dank des Königs Manuel zu empfangen.

Der Tod seines älteren Bruders ging Vasco sehr nahe, denn er hatte an diesem mit der hingebendsten und treuesten innigsten Neigung gehangen, wie Paulo es durch seinen edlen, milden und maßvollen Charakter auch verdient hatte, in welchem sich Sanftmut und Freundlichkeit mit unbeugsamem kühnem Mut und großer Beharrlichkeit vereinigte. Nachdem Vasco de Gama die Leiche seines Bruders in der Kirche des Franziskaner-Klosters auf Terceira, wo-

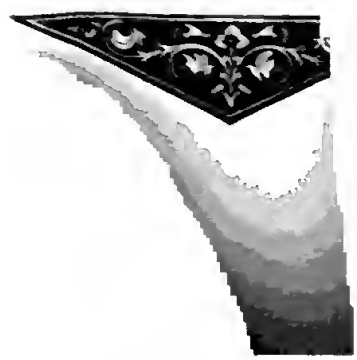
ſelbſt er geſtorben war, beigeſetzt hatte, ging er nach Liſſabon unter Segel und langte am 29. Auguſt in der Tajo-Mündung an. Hier verweilte er zunächſt behufs einer neuntägigen Andacht in Belem, um der heiligen Jungfrau für ihren gnädigen Schutz zu danken, und fuhr dann erſt vollends nach Liſſabon, wo der König ihn an der Anländе unter Glockengeläute und Kanonendonner begrüßte. Von hier hielt Vasco de Gama, begleitet von ſeinem vor ihm angekommenen Gefährten, in einer feſtlichen Prozeſſion ſeinen Einzug in Liſſabon. An ſeiner Seite ſchritt einer der Kammerherren des Königs, Namens Vasconcelhos, als Vertreter des Monarchen, und vor ihm her ging eine Anzahl Prieſter und Mönche mit Kruzifixen, wallenden Bannern und brennenden Lichten unter den majeſtätiſchen Klängen des Ambroſianiſchen Lobgeſanges. So ging es zunächſt zur Kathedrale, wo ein feierliches Hochamt gehalten wurde, dann zum Königspalaſt, wo ein großes Gaſtmahl ſtatt fand, bei welchem Vasco de Gama als der Held des Tages zwiſchen dem Königspaare ſaß. Dieſem Gaſtmahle folgten dann an den nächſten Tagen Stiergefechte, Turniere und andere feſtliche Vergnügungen.

Von den 148 Gefährten, mit welchen Vasco de Gama zwei Jahre zuvor die Reiſe angetreten hatte, waren noch fünfundvierzig heimgekehrt, aber das Ziel war erreicht worden, die Unternehmung gelungen, welche der berühmteſte und größte Dichter Portugals, Camoëns, ſpäter in ſeinen Luſiadas ſo ſchön beſungen hat. König Manuel, welchen die Geſchichte wegen der unter ſeiner Regierung gemachten Entdeckungen und Eroberungen den „Großen“ genannt hat, war Vasco zu innigem Dank verpflichtet, und in ſeiner Dankbarkeit großmütig: er verlieh Vasco und deſſen Brüdern den Ehrentitel „Dom“ und ein glorreiches Wappen, in welchem ein Teil des königlichen Schildes prangte; Vasco ſelbſt aber ward zum Admiral

[illegible] Meere [illegible] ein Jahresgehalt von 300 Mil-
[illegible] Mark nach unserm Gelde, eine nach damaligem Geld-
[illegible] Summe, und die Erlaubnis, jährlich zweitausend
[illegible] Mark in Waren für Indien anzulegen, welche
[illegible] einen Gewinn von etwa 2500 Milreis abwarfen.
[illegible] die [illegible] Besitzungen in Indien sich mehrten
[illegible] Vasco sogar noch zum Grafen von
[illegible]. Er war lange Zeit der beliebteste und geachteste
[illegible] nach dem König, und besaß einen unbeschreiblichen
[illegible].

König Manuel aber, ein treuer Sohn der Kirche und ein
[illegible] Kind [illegible] Zeit, begnügte sich nicht damit, dem Entdecker
Indiens allein einen Dank abgestattet zu haben. Vielmehr ließ er,
in dankbarer Anerkennung des Triumphes, daß mit der Entdeckung
des [illegible] nach Indien die Hoffnungen und Erwartungen
[illegible] Jahrzehnte und Geschlechter verwirklicht worden waren, der
heiligen Jungfrau eine herrliche Kirche in Belem bauen, welche heut-
zutage noch als eine der schönsten Monumentalbauten von Lissabon
vorhanden und wunderbarer Weise den Zerstörungen des großen Lissa-
boner Erdbeben von 1755 entgangen ist und noch heute wie damals
unter der Pflege des Ordens des heiligen Hieronymus steht.

Vasco de Gama's öffentliche Laufbahn und geschichtliche Wirk-
samkeit war aber mit dieser Reise nicht ab[illegible] und wir werden
seine weiteren Schicksale im Zusammenh[illegible] Geschichte der
Eroberung von Indien im nachstehende[illegible] vollends be-
richten.



## Vierzehntes Kapitel.

# Eroberung Indiens. Vascos weitere Schickſale und Tod.

Der Seeweg nach Indien war nun zwar gefunden, allein die Portugieſen waren durch Erfahrung belehrt worden, daß ſie an den Arabern umſichtige und kühne Mitbewerber um den Handel mit Indien hatten und daß ſie deren Einfluß erſt vernichten mußten, ehe ſie ſich ſelber in den ungeſtörten Beſitz des Handels mit dem Morgenlande ſetzen könnten, in welchen ſich ſeither die Venezianer und Genueſen mit den Arabern geteilt hatten. Vasco de Gamas glänzende Leiſtungen waren in Aller Munde und erfüllten das Volk mit Begeiſterung. König Manuel wollte daher dieſe günſtige Stimmung zu weiteren Unternehmungen benützen und rüſtete ohne Zeitverluſt eine zweite Expedition aus, welche im folgenden Frühjahr abgehen und nicht nur mit einem zahlreichen, ſondern auch mit einer glänzenden Bemannung verſehen ſein ſollte, um die Völker Indiens ſowohl durch Tapferkeit und Waffengewalt zu unterwerfen, als auch durch Pracht und Reichtum von der Macht und dem Wohlſtand der Portugieſen zu überzeugen.

Am 9. März 1506, alſo frühzeitig genug, um noch den Südweſtmonſuhn auszunützen, lief Pedralvarez Cabral mit einem Geſchwader von 13 Schiffen und 1500 Mann an Bord, worunter die Blüte der portugieſiſchen Jugend von Liſſabon aus, um Indien zu

erobern und deſſen Bewohner nicht nur zu unterwerfen, ſondern auch zum Chriſtentum zu bekehren. Das Geſchwader ward in der Gegend der Inſeln des Grünen Vorgebirges von einem heftigen Sturme überfallen und von ſeinem Kurs gen Weſten verſchlagen, wo Cabral die Küſte von Braſilien entdeckte. Hierauf wandte er ſich wieder oſtwärts nach dem Kap der Guten Hoffnung, verlor aber auf der Fahrt dahin teils durch Scheitern, teils durch Verſchlagenwerden noch einige Schiffe, ſodaß er nur noch mit ſechs derſelben nach vielen Erlebniſſen am 13. September 1500 vor Kalikat anlangte und ſogleich eine Botſchaft an den Samorin und ſeine Beamten abſchickte. Allein die gehofften Handelsverbindungen ließen ſich nicht anknüpfen, weil die arabiſchen Kaufleute alle möglichen Ränke gegen die Portugieſen ſpannen, und es hatte beinahe den Anſchein, als wollten der Samorin und ſeine Beamten die Schiffe nur hinhalten, bis mit dem Nordoſt-Monſuhn die Geſchwader der arabiſchen Kauffahrer aus dem roten Meere eingetroffen ſein würden, um die Portugieſen zu vergewaltigen und zu vernichten. Als nun Cabral unvorſichtiger Weiſe ein großes indiſches Schiff weggenommen, welches Elephanten von Ceylon nach Kalikat gebracht hatte, da ſtieg die Erbitterung gegen die portugieſiſchen Seeräuber ſo ſehr, daß das Volk am 16. Dezember 1500 die Faktorei der Portugieſen in Kalikat angriff, über vierzig Mann von ihnen niedermachte und die Fremdlinge aus der Stadt vertrieb. Cabral bombardierte zwar die Stadt dafür zwei Tage lang, wiewohl ohne beſonderen Schaden anzurichten, mußte aber der unverſöhnlichen Feindſchaft und der Übermacht der Einwohner weichen. Dagegen fand er in dem Radſcha von Kotſchin, einem ſüdlicher gelegenen Vaſallenſtaat an der Malabar-Küſte, einen Bundesgenoſſen und ebenſo auch in dem Radſcha von Kannanur, welche er beide

beſuchte, worauf er am 16. Januar 1501 von Indien abfuhr und am 31. Juli wieder in Liſſabon anlangte.

Unterdeſſen war am 5. März 1501 ein drittes Geſchwader von vier Schiffen unter Joao de Nova von Liſſabon auf einer Fahrt nach Indien ausgelaufen, hatte in Kannanur angelegt und war dann nach Kotſchin unter Segel gegangen. Dieſen vier Caravellen nun lauerte ein Geſchwader von Schiffen des Samorin in der Nähe von Kalikat auf, griff die vorüberfahrenden portugieſiſchen Schiffe an und ſchloß ſie über Nacht in eine Bucht ein; aber am folgenden Tage, dem 16. Dezember 1501, entſpann ſich ein erbittertes Seegefecht, welches von Tagesanbruch bis in die finſtere Nacht währte, zwiſchen den leichten portugieſiſchen Caravellen und den ſchwerfälligen indiſchen und malabariſchen Barken, worin dieſe letzteren von den Kanonen der Portugieſen ſo übel zugerichtet wurden, daß die malabariſchen Geſchwader dem portugieſiſchen nicht nach Kotſchin zu folgen vermochten, wo dieſes in Eile ſeine Gewürzladungen einnahm und die Heimreiſe antrat, auf welcher am 2. Mai 1502 die Inſel St. Helena entdeckt und am 11. September Liſſabon wieder erreicht wurde.

Der Mißerfolg der beiden erſten Reiſen hatte die Portugieſen gelehrt, daß man mit kleinen Geſchwadern bewaffneter Handelsſchiffe keine Reiche erobern kann, und König Manuel hatte daher ein Geſchwader von zwanzig größeren und ſtärkeren Schiffen ausrüſten laſſen, welches im Frühjahr 1502 nach Indien abgehen ſollte. Dieſe Vorbereitungen erfüllten Dom Vasco de Gama mit dem glühenden Wunſche, noch eine Reiſe nach Indien zu unternehmen, und der König konnte ihm die Erfüllung des Wunſches nicht abſchlagen. Er übertrug daher den Oberbefehl des neuen Geſchwaders dem Dom Vasco, und dieſer lief am 3. März 1502 — drittehalb

Jahre nach der Heimkehr von ſeiner Entdeckungsreiſe — mit einer Flotte von dreizehn großen Schiffen und zwei Caravellen von Liſſabon aus, und dieſer Flotte folgten bald noch fünf weitere Schiffe mit dem Material zur Erbauung einer dritten Caravelle, unter dem Befehl von Dom Eſtevao de Gama, einem Vetter von Dom Vasco, und mit der Beſtimmung, mit dieſem in Melinda zuſammenzutreffen.

Dieſe zweite Reiſe Dom Vascos war in vielen Stücken glücklicher und erfolgreicher als ſeine erſte. Es gelang ihm diesmal, Friedens- und Freundſchafts-Verträge mit den ehemals feindlichen Königen von Sofâla und Moſambik abzuſchließen und den König von Kiloa, welcher eigenmächtig den Thron erobert hatte, zur Bezahlung eines Tributs an die Krone Portugals zu zwingen. Er beſuchte auch ſeinen alten Freund, den König von Melinda, welcher ihn mit Freuden aufnahm, feſtlich bewirtete und ſich verpflichtete, Dom Eſtevao de Gama die neue Caravelle unter ſeinem Schutze bauen zu laſſen. Dann wandte er ſich nach Indien, erreichte dieſes glücklich, und verfolgte und kaperte in deſſen Gewäſſern viele arabiſche Schiffe, um ſich an deren Beſitzern wegen ihrer Feindſeligkeit gegen ihn auf ſeiner erſten Reiſe zu rächen.

In Kalikat fand Dom Vasco wieder dieſelbe laue und hinterliſtige Aufnahme wie zuvor; da er aber nun eine ſtarke Schiffsmacht unter ſich hatte, ſo bombardierte er nach einem vergeblichen Verſuch, den Samorin zu einem Freundſchafts-Vertrag zu veranlaſſen, die Stadt Kalikat, zerſtörte den Palaſt des Perumal und machte die Stadt beinahe unbewohnbar. Von hier begab er ſich nach Kotſchin, deſſen Radſcha oder Statthalter ſchon gegen Cabral den Wunſch geäußert hatte, mit den Portugieſen in ein freundſchaftliches Verhältnis zu treten. Er war hier imſtande, volle Ladungen von Ge-

würzen und Spezereien einzunehmen und einige Faktoren und Agenten zum Betrieb des Tauſchhandels zurückzulaſſen. Noch während ſeines Aufenthaltes in Kotſchin erhielt Dom Vasco von dem Samorin von Kalikat eine Botſchaft, worin derſelbe ſein Bedauern über das Vorgefallene ausdrückte und ihn bat dorthin zurückzukehren. Er ſegelte hierauf mit einem einzigen Schiffe (denn er hatte den Reſt ſeiner Flotte in Kotſchin zurückgelaſſen unter dem Befehl ſeines Vetters Dom Eſtevao) nach Kalikat, fand hier eine große Anzahl von arabiſchen und malabariſchen Schiffen, welche es offenbar auf einen Angriff gegen ihn abgeſehen hatten, und kappte daher in aller Eile ſeine Ankertaue, um nach Kotſchin zurückzukehren.

Der Samorin begnügte ſich aber nicht mit dieſer einen verräteriſchen That. Als er fand, daß er die Portugieſen nicht nach Kalikat locken konnte, ſandte er heimlich Boten an den Radſcha von Kotſchin und ſuchte dieſen zu bereden, daß er die portugieſiſchen Schiffe überfalle. Der Radſcha aber verweigerte dies nicht nur, ſondern warnte auch Dom Vasco, als dieſer in See ging, vor den tückiſchen Anſchlägen des Samorin und bat ihn, vor einem Ueberfall auf der Hut zu ſein.

Die Befürchtungen des Radſchah waren auch keineswegs unbegründet. Dom Vasco war mit ſeinem Geſchwader kaum von Kotſchin ausgelaufen und noch nicht weit gekommen, als er eines arabiſchen und malabariſchen Geſchwaders von neunundzwanzig Schiffen anſichtig wurde, welche offenbar in feindſeliger Abſicht ihm entgegen ſegelten. Dom Vasco ließ ſogleich gerade auf ſie zuſteuern und ſeine drei vorderſten Schiffe griffen alsbald den Feind an und zwar ſo unerwartet und mit ſolchem Ungeſtüm, daß die Araber voll Entſetzen in großer Menge in die See ſprangen. Als die übrigen portugieſiſchen Schiffe herankamen, wandten ſich die arabiſchen in

aller Eile zur Flucht. Zwei von ihnen wurden geentert, ihrer mitgeführten Waren beraubt und verbrannt, ihre Mannschaften aber ohne Erbarmen niedergeschossen. Außerdem töteten die Portugiesen noch mindestens dreihundert Araber, welche im Wasser herumschwammen.

Dom Vasco begab sich nun nach Kannanur, wo er eine Faktorei und Magazin anlegte, wie er zu Kotschin gethan hatte, und darin zwanzig Portugiesen als Mäkler und Faktoren zurückließ, welche der König in seinen besonderen Schutz zu nehmen sich verpflichtete. Als Gegenleistung dafür machte Dom Vasco sich namens der Krone Portugal verbindlich, den König von Kannanur gegen alle Angriffe seiner Feinde zu verteidigen. Zugleich ließ er seinen Vetter Vicomte Sodré mit einem Schiffsgeschwader zurück, damit derselbe an den Küsten von Indien kreuze, den Handel der Portugiesen decke, seinen Bundesgenossen in Kotschin und Kannanur im Notfall gegen deren Feinde beistehe und alle diejenigen arabischen Schiffe wegnehme, deren er sich bemächtigen könne; denn bereits waren die Portugiesen auf dem besten Wege, sich die Herrschaft zur See in den indischen Gewässern nur durch eine Art Seeräuberei im großen Maßstabe zu sichern.

Der Rest der Flotte ging nun am 2. Dezember 1502 mit vollen Ladungen kostbarer Waren von Kannanur aus nach Portugal unter Segel, von wo sie etwas mehr als acht Monate abwesend war. Die Rückreise war eine stürmische und gefährliche, und in einem Unwetter war die Flotte sogar schon dem Untergange nahe, erreichte jedoch endlich am 1. September 1503 wieder die Mündung des Tajo bei Cascaës.

König Manuel empfing den Dom Vasco [illegible] Gefährten wieder mit der [illegible]renden Auszeichnung.

ſelben herzlichen Willkommen, wie nach ſeiner erſten Fahrt, und ergriff nun die Gelegenheit, den kühnen Seefahrer zum Admiral der indiſchen Meere und zum Grafen von Vidigueira zu ernennen, wie wir ſchon im vorigen Kapitel berichtet haben.

Nach der Heimkehr von dieſer zweiten Reiſe blieb Dom Vasco de Gama lange Jahre zuhauſe in Portugal. Er hatte ſchon nach der Rückkehr von ſeiner erſten Fahrt die ſchöne Katharina de Atayde, die Tochter des Bürgermeiſters von Alvor, geheiratet, und ſeine glückliche Ehe war inzwiſchen mit zwei Söhnen geſegnet worden. Ein zahlreicher Kinderkreis erwuchs allmählich um ihn her, und im Laufe der Zeit ſchaute er mit Vaterſtolz auf ſechs wackere Söhne und einige Töchter herab. Die Sorge für ein hübſches Landgut, die Reize des Familienlebens, das Anſehen und Vertrauen, deren er bei Hofe genoß, ſein weitverbreiteter Ruhm und ſein bedeutendes Vermögen ſcheinen ihm hinreichende Befriedigung gewährt und Anziehungskraft geübt zu haben, um ihn ruhig zuhauſe zu halten.

In dieſen Jahren aber war König Manuel entſchloſſen und emſig darauf bedacht, jeden Vorteil auszubeuten, den ihm der entdeckte Seeweg nach Indien und die angeknüpften freundſchaftlichen Beziehungen zu den afrikaniſchen und indiſchen eingeborenen Herrſchern nun gewähren konnten. Die Krone Portugal war in dem Verſuche, ſich der Alleinherrſchaft zur See und des Handels mit dem fernen Morgenlande zu bemächtigen, die Nebenbuhlerin der reichen und mächtigen Republik Venedig, und König Manuel mußte alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel aufbieten, um ſich von den ſchlauen und unternehmenden Venezianern nicht überliſten zu laſſen. Er ſchickte daher Jahr für Jahr neue Expeditionen von Liſſabon aus nach Afrika und Indien, aber die Geſchwader führten nun ſtarke Abteilungen von Soldaten mit ſich und begannen Eroberungen längs

der Küſte zu machen, an welcher Vasco de Gama mit ſo vielen Abenteuern und Gefahren zu kämpfen gehabt hatte. Im Jahre 1505, zwei Jahre nach Dom Vascos Rückkehr, ging Francisco d'Almeyda mit der Beſtallung als Vizekönig und 22 Schiffen nach Indien ab, um dort für die portugieſiſche Herrſchaft dauernd feſten Fuß zu faſſen. d'Almeyda war ein tapferer Soldat und erfahrener Seemann, und daher dieſer Aufgabe vollkommen gewachſen. Er erbaute in Kannanur ein Fort, worin er eine Beſatzung von hundert und fünfzig Mann zurückließ, fuhr dann nach Onur und erbaute dort ein zweites Fort. Die Araber und Malabaren widerſetzten ſich ihm zwar, allein er beſiegte ſie glänzend in vielen Kämpfen zu Waſſer und zu Lande und es gelang ihm, den Grund für das einſtige portugieſiſche Kolonialreich in Indien zu legen, welches eine Dauer von mehreren Jahrhunderten hatte und zum Reichtum des Vaterlandes ſo weſentlich beitrug. Auch vernachläſſigte er dabei die gegenüber liegende afrikaniſche Oſtküſte nicht; denn er errichtete Forts und Veſten an Kiloa, Moſambik und Sofala und ließ darin ſtarke Beſatzungen zurück.

In der neugegründeten Würde eines Vizekönigs folgte 1509 auf Francisco d'Almeyda der berühmte Affonſo oder Alfonſo d'Albuquerque, ein wahrhaft großer und bedeutender Mann, welcher den portugieſiſchen Eroberungen in Indien eine noch weit größere Ausdehnung gab. Er eroberte zunächſt und behauptete unter langen hartnäckigen Kämpfen die blühende Hafenſtadt Goa, nördlich von Kannanur, umfuhr die Halbinſel Vorderindien, erfocht einen glänzenden Sieg auf der Halbinſel Malakka, erbaute in der eroberten Stadt Malakka ein Fort und behauptete es im Namen ſeines Königs. Dann lief er in das Rote Meer ein, richtete dort große Verheerungen unter den arabiſchen Kriegsſchiffen und Kauffahrern an,

Digitized by Google

eroberte die Stadt Ormus, errichtete daſelbſt eine Veſte und pflanzte die portugieſiſche Flagge in Diu auf. Leider war es ihm nicht vergönnt, ſeinen Siegesflug noch weiter auszudehnen; denn dieſer tapfere und geſchickte Eroberer ſtarb ſchon 1515 in Goa, nachdem er der Krone Portugals ausgedehntere Beſitzungen in Indien geſichert, als irgend eine europäiſche Nation außer der britiſchen ſie je inne gehabt hat.

Der auf dieſe Weiſe geführte Handel im Morgenlande machte Portugal reich und mächtig und zu einem Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht für andere europäiſche Nationen. Portugals Märkte in Indien, auf Ceylon, Malakka u. ſ. w. ſetzte es in den Stand, einen Handel zu betreiben, welcher an Ausdehnung denjenigen der Republik Venedig beinahe übertraf. Von jenen Kolonien bezog es die Gewürznelken der Molukken, das Sandelholz von Timor, den Kampfer Borneos, das Gold und Silber der Philippinen, die Muskatnüſſe und Muskatblüte Bandas und alle die verſchiedenen Harze, Gummi, Spezereien, Gewürze und merkwürdige Handarbeiten aus Siam, China und Japan. All das waren die Folgen und Ergebniſſe der Ausdauer und des unbeugſamen Mutes, welchen Dom Vasco de Gama bei der von ihm durchgeſetzten Entdeckung eines Seewegs nach Indien an den Tag gelegt hatte.

Ein Mann wie Vasco de Gama war nicht für träge Muße geſchaffen. Es kam die Zeit, wo auch in ihm die alte Wanderluſt und der Hang zu Abenteuern und Kampf wieder erwachte. Mehrere ſeiner Söhne waren herangewachſen und er wollte ihnen eine Stellung in der Welt verſchaffen, er ſann ſchon lange auf irgend ein Ziel zu einer neuen Entdeckungsreiſe, auf welche er ſeine erwachſenen Söhne mitnehmen könnte; da bot ihm der neue König von Portugal, Dom Joao III. (denn Manuel der Große war am

13. Dezember 1521 gestorben) die Stelle eines Vizekönigs von Indien an, welche Vasco gern annahm; denn nun erhielt er mit einem Male einen Wirkungskreis, welcher alle seine Wünsche und Erwartungen übertraf. Er war zwar nun fünfundfünfzig Jahre alt und sein einst so dichtes braunes Lockenhaar und sein wallender dunkler Bart von ehedem waren silberweiß; allein er fühlte sich noch immer rüstig und voll Thatkraft; und im Grunde war er ja auch nicht älter als Colon damals war, wo er sich auf pfadlosen Ozean hinausgewagt hatte, um den wirklichen Seeweg nach Indien zu suchen. Dom Vasco war noch immer thatendurstig und heißblütig; er sehnte sich nach dem weiten Ozean, er verlangte das Ländergebiet zu sehen, welches seine Landsleute in dem von ihm entdeckten Indien erobert hatten, und die Gelegenheit, dies zu erreichen, ward ihm nun weit über sein Hoffen und Verlangen geboten! Er traf daher in aller Eile seine Vorbereitungen zur Abreise, welche mit großem Glanz und Pomp stattfinden sollte; denn das Amt eines Vizekönigs von Indien erheischte ja einen königlichen Prunk.

König Joao III. hätte keine glücklichere Wahl treffen können, denn dem Entdecker des Seewegs nach Indien gebührte ein solches Ehrenamt, und der Graf von Vidigueira hatte mit dem Könige dasselbe Interesse für die Hebung der portugiesischen Macht in Indien, er war der richtige Mann für einen solchen Vertrauensposten. Der besten Hoffnungen voll schiffte Dom Vasco am 9. April 1524 sich zu Belem nach Indien ein. Man hatte ein Geschwader von neun großen Lastschiffen und fünf Caravellen, welche zusammen 3000 Mann an Bord hatten, für ihn ausgerüstet. Als Admiral war er auf seinem Flaggschiff von Luxus, Pracht und Behaglichkeit jeder Art umgeben, wurde von Haushofmeistern, Edel-

knaben und Leibdienern bedient, speiste von vergoldetem Silbergesch
auf brokatenen Tischdecken, hatte die reichsten und kostbarsten Kle
und eine stattliche Leibwache von 200 Mann in reichen Gewänd
Sein zweiter und dritter Sohn, Estevao und Paulo begleiteten
nach Indien. Am 14. August segelte er Mosambik an, um W
einzunehmen, verlor dann drei Schiffe durch Stürme und U
an der afrikanischen Küste (zwei davon mit Mann und Maus
gelangte endlich in die indischen Gewässer, wo ihm ein sch
und beängstigendes Erlebnis begegnete, welches als ein unglü
Vorzeichen gedeutet wurde. Eines Tags begann nämlich z
einer Windstille das Meer heftig aufzuwallen und die Sc
einer unerklärlichen Weise umherzuwerfen; man fürchtete auf
geraten zu sein, vermochte aber mit dem Senkblei keinen G
finden. Die Mannschaft vermochte gar nicht auf dem Ve
stehen und die schweren großen Kisten wurden heftig v
Seite auf die andere geworfen. Dieses Aufwallen dau
dauerte ungefähr eine Stunde; das Wasser sprudelte u
ganz wütend in Blasen, als ob es kochte, und die Mannsch
vor abergläubischer Furcht, bis man endlich deutlich erk
die ganze rätselhafte Erscheinung nur vom ekelen Gebrüll
hatte.

Ende Septembers langte der Vizekönig in Goa an,
Begeisterung und vielen Ehrenbezeugungen empfangen
Statthalter bewillkommnet wurde. Man hatte ihm
und eine ungeheure Menschenmenge erwartete ihn
in der Kathedrale, wo zum Dank für seine glückliche
feierliches Hochamt gehalten wurde. Dann führte
der Veste, in welcher er seine Wohnung nahm, und
sein Amt an. Er bewies nun, daß er ein ebenso

rechter und energiſcher Statthalter ſein konnte, wie er ein tapferer Soldat und unerſchrockener Seefahrer geweſen war. Er begann ſeine Thätigkeit mit der Abſetzung des Gouverneurs und verſchiedener Offiziere, welche ſich Unterdrückung und Beſtechlichkeit hatten zu Schulden kommen laſſen. Der erſte, welchen dieſe Maßregelung traf, war der Oberſtkommandierende in der Veſte Goa, Francisco Pereira Petrana, ein jähzorniger harter Mann, welcher unrechtmäßiger Weiſe vom Volke Geld erpreßt hatte und nun dieſes Sündengeld wieder herausgeben mußte.

Dom Vascos Regierung als Vicekönig war jedoch nur eine kurze — ſie dauerte kaum drei Monate; aber ſie zeichnete ſich aus durch unabläſſige Thätigkeit in der Verbeſſerung der Verwaltung und der Beſeitigung der Mißbräuche, welche in den verſchiedenen Forts und Niederlaſſungen ſich eingeſchlichen hatten. Alle Beamten, welche ſich auf ihren Poſten unrechtmäßiger und unehrlicher Weiſe bereichert hatten, alle entſchieden unfähigen Beamten, wurden entlaſſen und nur ſolche Leute dafür angeſtellt, welche er ſelber als für dieſe Poſten geeignet erfunden hatte. Er regelte den Handel der verſchiedenen indiſchen Seehäfen und verbot allen Schiffen, ohne beſondere ſchriftliche Erlaubnis zwiſchen dieſen Häfen hin und her zu fahren. Er beſuchte ſelbſt die verſchiedenen Hafen, z. B. Kotſchin, Kannanur und Ormus, ſetzte untreue oder unbotmäßige Statthalter und ſchlechte Beamte ab, ordnete die Verwaltung und ſteuerte den Veruntreuungen.

Möglicherweiſe hatte Dom Vasco ſich dabei zu viel zugemutet, oder er konnte in dieſem Alter ſich nicht mehr an das indiſche Klima gewöhnen, — genug, er war kaum zwei Monate in Indien geweſen, ſo erkrankte er, jedoch anfangs nicht in Beſorgnis erregender Weiſe. Er klagte nur über heftige Schmerzen im Halſe, dann

brachen Beulen an ihm aus und quälten ihn so, daß er kaum mehr den Kopf von einer Seite nach der andern wenden konnte. Dies machte ihn reizbar, und die schweren Sorgen seines Amtes, welche alle seine Gedanken in Anspruch nahmen, steigerten nur noch seine Schmerzen. Er war beim Ausbruch der Krankheit in Kotschin in der Veste; als sich sein Zustand aber verschlimmerte, ließ er sich von dort nach dem benachbarten Hause eines angesehenen Portugiesen bringen und versuchte noch immer, seinen Amtspflichten und Geschäften als Vizekönig nachzukommen; allein er fühlte bald sein Ende herannahen und berief nun verschiedene Beamte, denen er Verhaltungs-Maßregeln für den Fall seines Todes gab. Der Schatzmeister und der Geheimschreiber mußten ihm das schriftliche Versprechen geben, daß bis zur Ankunft seines Nachfolgers alle seine eigenen Befehle vollzogen und nur nach den von ihm sorgfältig niedergeschriebenen Verhaltungs-Maßregeln regiert werden solle. Nachdem er auf diese Weise seine amtlichen und irdischen Angelegenheiten geregelt hatte, wandte Dom Vasco de Gama seine Gedanken und sein Augenmerk auf höhere und ernstere Dinge, bereitete sich auf seinen nahen Tod, machte sein Testament, beichtete und nahm das heilige Abendmahl. In seinem Testament trug er seinen Söhnen Estevao und Paulo auf, nach Portugal zurückzukehren und sein Vermögen und seine Diener mit sich dorthin zu nehmen, diejenigen aber, welche gern in Indien bleiben wollten, nach ihrem Guthaben gewissenhaft zu bezahlen, seine Kleider und Hausgeräte den Kirchen und dem Spital zu schenken, und dafür zu sorgen, daß seine irdischen Ueberreste nach dem Heimatlande gebracht und dort beerdigt würden.

Gar rasch schwanden die Lebenskräfte des tapfern Mannes, und in der Christnacht 1525, morgens um drei Uhr schied er ruhig und

friedlich aus diesem Leben. Die Nachricht von seinem Tod rief unter den Portugiesen in Indien große Bestürzung und Bekümmernis hervor. Die Kirchen wimmelten von Leuten, welche dorthin für das Heil seiner Seele zu beten kamen. Seine Leiche ward, mit einem Kleid von Silberbrokat und dem Mantel des Christusordens angethan, im Rittersaale der Veste auf dem Paradebett ausgestellt, Schwert und Gürtel an der Seite. Von der Veste aus ward die Leiche nach dem Antoniuskloster gebracht und in einer großen Kapelle niedergelegt, wo ein viereckiges Gitter das mit gefranstem schwarzen Samt ausgeschlagene Grab umgab. Dem am folgenden Tage stattfindenden Totenamt wohnten Dom Vascos beide Söhne als die Haupt-Leidtragenden, sowie alle höheren Militär- und Zivil-Beamten und die Kapitäne der damals in Goa anwesenden Schiffe bei. Erst einige Jahre später wurde seine Leiche aus der Gruft in Kotschin genommen, auf dem Flaggschiffe des Admirals nach Portugal übergeführt und mit großer Feierlichkeit in der Stadt Vidigueira (in der Provinz Beja), von welcher er den Grafentitel hatte, beigesetzt, wo sie noch heutigen Tages ruht. Dom Vascos Söhne vollzogen die Weisungen ihres Vaters in jeder Hinsicht, und ganz Portugal trauerte um den Verlust dieses bedeutenden Mannes, als sie mit der Kunde von seinem Tode heimkehrten.

So endete dieser berühmte Held, Seefahrer, Kriegsmann, Statthalter und Patriot, nach einem Leben voll Abenteuer und Gefahr mit all dem Ruhm und der Ehre gekrönt, welche sich auch der Ehrgeizigste nur wünschen kann. Er hatte auch seine Schwächen: er war rasch und heißblütig, in Gefahren und Handeln oft eigenmächtig und willkürlich, in seiner Strenge oft grausam; allein er war auch kühn und tapfer in seinen Unternehmungen, ausdauernd und beharrlich in Gefahr und Arbeit, geduldig unter Entbehrungen,

unbeſtechlich in Handhabung der Rechtspflege und in Beſtrafung des Laſters, uneigennützig, religiös, ſeinem König und ſeinem Lande treu ergeben und voll der unermüdlichſten und unerſchöpflichſten Thatkraft. Er war einer der größten Männer, welche Portugal jemals hervorgebracht hat, und es darf daher füglich auch ihr Stolz ſein, ſein Andenken dankbar zu ehren und auch der Achtung und Verehrung künftiger Geſchlechter zu überantworten.

Einzug Vasco de Gamas in Goa.

Breslau. Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gediegene und elegante

# Unterhaltungsschriften

## für die reifere Jugend.

---

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Nach Orten, in denen sich keine Buchhandlung befindet, versende ich die bestellten Bücher bei Einsendung des Betrages franko.

Die Verlagshandlung.

---

## Columbus, Cortez und Pizarro.

### Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Amerika.

Nach den besten Quellen der Jugend erzählt

von

**Friedrich Hoffmann.**

8. 3. Auflage. Mit 12 Bildern in Farbendruck. Eleg. gebd.

Preis 7 Mark 50 Pf.

Dieses Buch enthält eine wahrheitsgetreue, sehr anziehende Schilderung der Eroberung Amerikas. Für die denkende Jugend ist es eine reiche, unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Belehrung, und der Erwachsene wird es mit großem Interesse lesen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

# Pilger und Kreuzfahrer.

## Aus Palästinas Gegenwart und Vergangenheit.

### Erzählung für die reifere Jugend von Richard Roth.

**Mit 17 ganzseitigen Holzschnitten, vielen Textillustrationen und einer Karte.**

Reich gebunden 7,50 Mark.

Vermittelst einer fesselnden Erzählung führt der Verfasser seine Leser nach den „Ländern und Stätten der heiligen Schrift." Er verbindet in geschickter Weise die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes Palästinas mit dem zur Zeit der Kreuzzüge und nimmt, wo sich Veranlassung bietet, auf die heilige Geschichte Bezug. Es ist hier ein Werk geschaffen, welches dazu beitragen soll, bei der Jugend das Interesse für Bibelkunde zu erhöhen und sie zu veranlassen, mit der Bibel in der Hand dem Verfasser auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das gelobte Land zu folgen. Das Buch sei jeder christlichen Familie und Schulbibliothek zur Anschaffung empfohlen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

# Die jungen Elephantenjäger.

## Ein Naturgemälde aus dem Binnenlande Süd-Afrikas
### für die reifere Jugend

von

**Karl Müller.**

8. Mit 6 Bildern in lithographischem Farbendruck.

Eleg. gebd. Preis 5 Mark 25 Pf.

Diese mit Recht beliebte Erzählung Karl Müllers führt in das Paradies des Jägers, die Heimat des Löwen, des Elephanten und des Nashorns. Eine Reihe interessanter Bilder aus der Tier- und Pflanzenwelt, spannende Jagdabenteuer, Schilderungen der Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten der eingeborenen Völkerschaften werden im Verlaufe einer Expedition junger, abenteuerlustiger Männer aus dem Boerlande nach einer Missionsanstalt im fernen südafrikanischen Binnenlande und von da wieder heimwärts dem Leser vorgeführt, welcher eine Fülle anregender Unterhaltung und reichhaltiger Belehrung empfängt.

---

# Die Heimkehr
# der jungen Canoéros.

## Ein Naturgemälde aus dem tropischen Süd-Amerika
### für die reifere Jugend

von

**Karl Müller.**

8. Mit 6 Bildern in lithographischem Farbendruck.

Eleg. gebd. Preis 5 Mark 25 Pf.

In einer abenteuerreichen und spannenden Geschichte schildert der bekannte Verfasser die Fahrt der jungen, aus dem vorigen Werke schon bekannten „Canoéros" von dem Mündungsgebiet des Amazonenstroms bis an die Küsten des stillen Ozeans quer über das südamerikanische Festland in ihre Heimat Chili. Das Buch dient zugleich zur Unterhaltung in seinem romantischen und zur Belehrung in seinem geographischen und ethnographischen Teile, es ist Erzählung und Zonengemälde. Der Verfasser stützt sich in seinen Schilderungen auf die neuesten Reisen und Forschungen und malt Land und Leute, Klima und Zustände, Tier- und Pflanzenwelt in anschaulichster Weise. An Kämpfen und Gefahren fehlt es nicht, um die Phantasie der jungen Leser anzuregen und ihr Gemüt mit Teilnahme für die Helden zu erfüllen.

# Die jungen Büffeljäger

## auf den Prairieen des fernen Westens von Nord-Amerika.

**Ein Naturgemälde**

zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

von

**Karl Müller.**

4. Auflage.

Mit 8 Bildern in lithographischem Farbendruck. Eleg. gebd.

Preis 5 Mark 25 Pf.

Das vorstehende Werk ist bereits in vierter Auflage erschienen — jedenfalls der sprechendste Beweis dafür, daß bei der Auswahl von passenden Geschenken für die Jugend dieses Buch stets in erster Reihe berücksichtigt wurde. Dasselbe gibt in dem Gewande einer spannenden Erzählung ein anschauliches Bild der interessanten Regionen im Westen Nordamerikas. Die Pflanzen- und Tierwelt ist treu geschildert und des unterhaltenden und belehrenden Stoffes ist so viel, daß jeder nur einigermaßen phantasievolle Knabe die „Büffeljäger" mit Vorliebe zur Lektüre wählen wird.

---

# Der Waldläufer.

## Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben

von **Gabriel Ferry.**

Für die Jugend bearbeitet

von

**Julius Hoffmann.**

**9. Auflage.**

8. Mit 12 Bildern in Farbendruck. Elegant in Ganzleinwandband mit Titelpressung gebd. Preis 7 Mark 50 Pf.

Als Empfehlung für dieses vorzügliche Buch dürfte schon die Thatsache hinreichen, daß dasselbe bereits in der neunten Auflage vorliegt. Die Schilderung der Prairieen und Wälder, der Kämpfe mit den Indianern, der Jagdscenen und der Scenen im Goldthale ist fesselnd, interessant und belehrend, die Tendenz in jeder Beziehung edel und sittlich.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

# Im Herzen von London.

## Drei Erzählungen nach Boz-Dickens

**für die Jugend bearbeitet**

von

**Oskar Höcker.**

Mit drei Holzschnitten. 8. Elegant in Ganzleinen gebunden.

Preis 3 Mark.

Inhalt: Leben und Schicksale eines Waisenknaben. — Der Wucherer und sein Neffe. — Die kleine Nell.

Diese voluminöse, aber billige Sammlung ist mit geschickter Hand dem Verständnis der Jugend angepaßt, ohne daß die Schönheiten der Originalwerke, die sich durch Lebenstreue und Gemütstiefe auszeichnen, darunter gelitten hätten; sie bilden in diesem Gewande eine fesselnde und sittlich veredelnde Lektüre für die Jugend, wie denn auch der beliebte Verfasser Veredelung und Belehrung zur Tendenz seines Unternehmens gemacht hat.

---

# Nebel und Sonnenschein.

## Drei Erzählungen nach Boz-Dickens

für die Jugend bearbeitet

von

**Oskar Höcker.**

Mit drei Holzschnitten. 8. In Ganzleinen gebunden.

**Preis 3 Mark.**

Inhalt: Eine dunkle That. — In der Schule des Schicksals. — Ein verwaistes Herz.

Diese drei Erzählungen sind wie die obigen Schilderungen ganz dazu angethan, der Jugend beiderlei Geschlechts im Alter von 10 bis 15 Jahren Anregung und Belehrung in reichlichem Maße zu schaffen. Der Verfasser hat es auch hier als erfahrener Jugendschriftsteller verstanden, Stoffe auszuwählen, die durch ihre interessanten Schilderungen die jugendlichen Gemüter fesseln und erheben, aber auch durch Verherrlichung des Guten und Edeln die Herzen läutern und reinigen sollen.

Digitized by Google

Wohlfeile Jugendschriften.

Schöne Ganzleinenbände.

# Trewendts Jugendbibliothek. Neue Folge.

Der Preis für jedes Bändchen, geschmückt mit einem schönen Titelbild und in gleichartigem, von Künstlerhand entworfenen Ganzleinenbande

**gebunden ist nur 90 Pfennig.**

1. Roth, **Recht besteht, Unrecht vergeht.**
2. H. Grosch, **Die letzte Schuld.**
3. Osk. Nalorp, **Gute Freunde.**
4. K. Schneider, **Das Hängehaus.**
5. H. Grosch, **Der Zitherklaus.**
6. Nalorp, **Durch dunkle Tage.**
7. M. Meisner, **Christrosen.**

## Diese Sammlung auserlesener Jugendschriften

wird auf Wunsch auch broschiert zu erheblich billigerem Preise geliefert, worauf besonders Volks- und Schulbibliotheken aufmerksam gemacht werden. — Die erste Abteilung — Band 1—69 umfassend — ist überhaupt nur kartoniert zu haben. Die **kartonierten** Bände kosten pro Band 75 Pf. Die **broschierten** 60 Pf. Die **gebundenen** 90 Pf.

Um Bibliotheken die Anschaffung der ganzen Sammlung zu erleichtern, veranstaltete ich eine

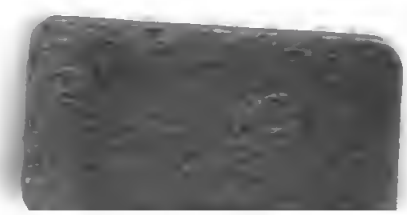
## Serienausgabe mit sehr günstigen Subskriptionsbedingungen.

Bis jetzt erschienen 10 Quartalserien à 5 kartonierten Bänden. Der Preis der Serie ist **nur** 3 Mark. Subskribenten können jederzeit eintreten und die bisher ausgegebenen Serien in beliebigen Zwischenräumen nachbeziehen. Es enthält

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Serie I: | Band | 1. 2. 31. 32. 61. | Serie VI: | Band | 11. 12. 41. 42. 66. |
| „ II: | „ | 3. 4. 33. 34. 62. | „ VII: | „ | 13. 14. 43. 44. 67. |
| „ III: | „ | 5. 6. 35. 36. 63. | „ VIII: | „ | 15. 16. 45. 46. 68. |
| „ IV: | „ | 7. 8. 37. 38. 64. | „ IX: | „ | 17. 18. 47. 48. 69. |
| „ V: | „ | 9. 10. 39. 40. 65. | „ X: | „ | 19. 20. 49. 50. 70 (M. F. 1). |

**— Kataloge gratis und franko. —**

**Die Verlagsbuchhandlung**
**Eduard Trewendt.**



Digitized by Google